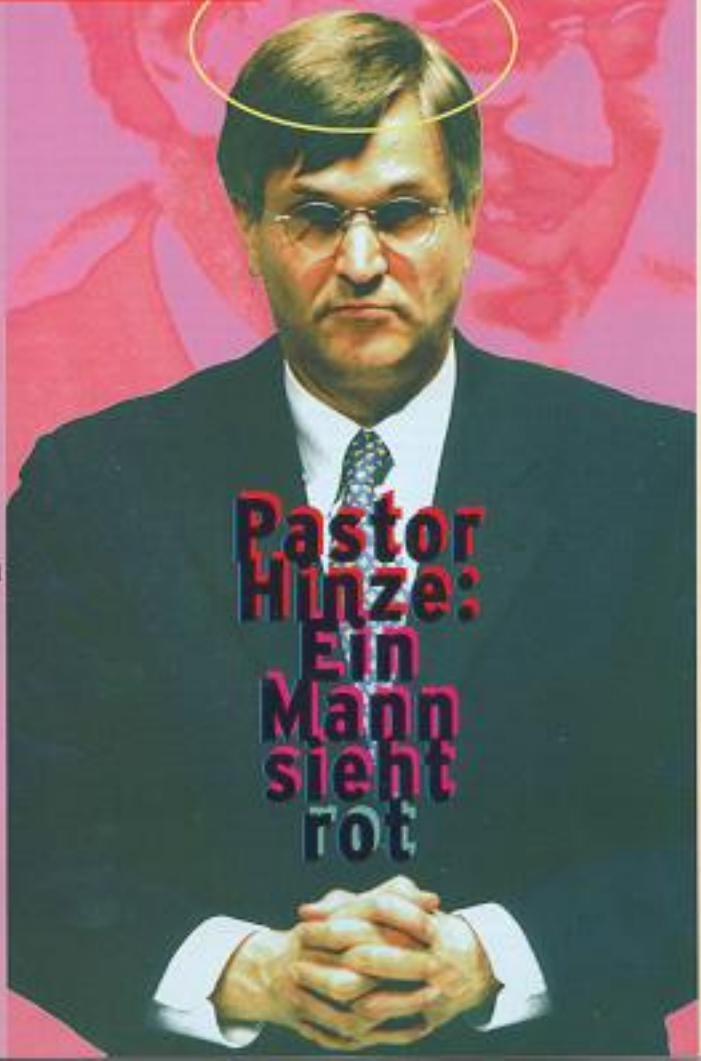
Heft 7 Juli 1998 8,- DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Propaganda: Schwarzbuch ist die Haselnuß
- 50 Jahre Deutschmark: Der Gestank des Geldes
- Schröder: Das Personal des Kandidaten
- Gegen die Dummheit in der Musik: Hanns Eisler
- Seeßlen: Sympathie mit der Glatze



Pastor Hinze: Ein Mann sieht rot

in konkret Juli 1998

hier Konkret von Thomas Ebermann, Rainer Trampert
Thomas Ebermann, von 1987 bis 88 u. a. als Sprecher der Bundestagsfraktion, und Rainer Trampert, von 1983 bis 87 als Parteivorsitzender, waren bis zu ihrem Austritt im Frühjahr 1990 Mitglied der Partei Die Grünen. KONKRET erkundigte sich bei beiden noch dem letzten Stand der Regierungsfähigkeit dieser Partei

von Konkret

an Konkret

Schwarzbuch ist die Haselnuß von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Der Rebell von Joachim Rohloff
Als Generalsekretär der CDU ist Peter Hintze unersetzlich. Fragt sich nur, wie lange. Ein Porträt des Pfaffen im besonderen Einsatz

Jetztzeit von Peter Hacks
VENUS UND STALIN

Heere im Arbeitskleid von Otto Köhler
50 Jahre DM um 20. Juni 1998. Gab es viel zu feiern? 0 ja. Und sogar mehr als ein halbes Jahrhundert,

Non olet von Georg Fülberth
Macht der Abschied von der D-Mark die Deutschen wieder zu »Idealisten«?

Vom Rand in die Mitte von Korinna Klasen, Frank Schneider
Die DVU des Nazi-Verlegers Gerhard Frey ist keineswegs die stärkste der braunen Parteien. Die fast vergessene NPD erlebt ein Comeback (fremdländisch für: Rückkehr)

Flotter Dreier von Pascal Beucker
Gerhard Schröder hat im Kampf um die Kanzlerschaft zwei Genossen, die auch nichts anderes im Kopf haben als er: die Karriere

Die Gemsen mahnen dich von Gerhard Henschel
Platitüden über das Kommen und Gehen der Menschheit: die brisanten Erinnerungen von Ex-Daimler-Chef Edzard Reuter

Pohrt antwortet - Tendenz zum Öden von Wolfgang Pohrt

Zu Protokoll von Hans-Rüdiger Minow
Tschechen, Franzosen und Dänen in den gemeinsam mit den Deutschen etablierten »Euroregionen« fürchten, erneut von dem mächtigen Nachbarn überrannt zu werden. KONKRET dokumentiert das Sendeprotokoll von Hans-Rüdiger Minows Film »Unheimliche Nachbarn. Die Rolle der Deutschen in den Euro-Regionen«, der am 6. Juni zwischen 11 und 11 Uhr 30 im WDR ausgestrahlt wurde

In diesem Sinne - Im Unglück das größere Übel von Michael Schilling

In diesem Sinne - Esoterische Auschwitzrelativierung von Andreas Speit

In diesem Sinne - Ein Herz für Krieg von Oliver Tolmein

Hanns Eisler und die Nachwelt von Georg Knepler
Mit dem Ende des Realsozialismus scheint auch das Werk von Hanns Eisler kompromittiert, wird verfälscht und als Verirrung abgetan - wenn es überhaupt noch Beachtung erfährt. Das sollte es aber Eine Würdigung aus Anlaß des 100. Geburtstags des Komponisten

Kulturpessimismus, ja bitte! von Rayk Wieland

Kunst & Gewerbe von Holm Friebe

Phallische Projektile von Georg Seeßlen
Zur Semiologie der Glatze

»Ein Quentchen Wahn« von Günter Amendt
Es gibt keinen Grund, Wolfgang Kraushaars »Frankfurter Schule und Studentenbewegung« zu mißtrauen. Eine Replik auf Oliver Tolmeins Rezension in KONKRET 6/98

Schlußbilanz von Hermann Peter Piwitt
oder Die Austreibung der politischen Vernunft aus dem geistigen Leben

Die Macht der Luge 1 von Kay Sokolowsky
Gut 100 Jahre nach ihrer Entstehung sind die,»Protokolle der Weisen von Zion« immer noch die Bibel der Antisemiten. Ein Zweiteiler über Geschichte und Gegenwart einer mörderischen Fälschung

Ohne Himbeersyrup von Marit Hofmann
Friedrich Glausers Gesamtwerk liegt jetzt erstmals unzensiert vor - sechzig Jahre nach seinem Tod

Melodie & Rhythmus von Jürgen Roth

Fußball spielt man am besten allein von Michael Scharang
Die französische Tageszeitung »Libération« bat Autoren aus Ländern, deren Mannschaften an der Fußball-WM teilnehmen, um einen angemessenen Text. Hier der österreichische Beitrag

Film & Theater von Kay Sokolowsky

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/98, S. 3

Thomas Ebermann, Rainer Trampert

hier Konkret

Thomas Ebermann, von 1987 bis 88 u. a. als Sprecher der Bundestagsfraktion, und Rainer Trampert, von 1983 bis 87 als Parteivorsitzender, waren bis zu ihrem Austritt im Frühjahr 1990 Mitglied der Partei Die Grünen. KONKRET erkundigte sich bei beiden noch dem letzten Stand der Regierungsfäigkeit dieser Partei

konkret: Vor acht Jahren habt ihr eurer Partei vorgeworfen, ihre »aus den sozialen Bewegungen mitgenommene oppositionelle, gesellschaftskritische und bisweilen kulturrebellische Politik« aufgegeben zu haben, »um als staatstragende Regierungspartei« sich dem anzupassen, »was die kapitalistische Wirtschaft verträgt«. Wenn das damals keine Prognose war, sondern die Beschreibung eines bereits eingetretenen Zustandes - wie würdet ihr nennen, wozu sich die Grünen seither entwickelt haben?

Ebermann/Trampert: Unsere Kritik meinte damals nicht nur den Zustand, sondern ebenso die abzusehende Dynamik. Eine staatstragende Partei, die ihre Politik mit den Wünschen des Kapitals abstimmt, verändert sich ständig mit der neuen Staatsdoktrin, Ansprüchen des Kapitals, dem »öffentlichen« und gesellschaftlichen Bewußtsein. Da hat sich viel getan. Vor acht Jahren war noch die Lüge opportun, deutsche Soldaten nie wieder dahin marschieren zu lassen, wo die Nazis einst gewütet hatten. Heute verlangen selbst die »Pazifisten« den Einmarsch.

Die Koalitionsfrage verschiebt sich synchron. Anders als 1990 darf Schäuble heute zu Recht behaupten: »In der Bundestagsfraktion der Grünen steht ungefähr die Hälfte wahrscheinlich näher bei uns als bei der SPD.«

konkret: 1990 habt ihr behauptet, »der große Wunsch der grünen Mehrheit, als reputierliche Staatspartei regierungsfähig zu werden«, habe zugleich ihre Not gefördert: »Die Grünen sind wieder von den anderen Parteien ersetzbar.« Danach ist die Partei tatsächlich einmal aus dem Bundestag gewählt worden - aber dann war sie wieder drin und wird es, sagen die Demoskopen, auch bleiben. Sind sie also doch nicht ersetzbar, und der Vater eures Gedankens war ein nur allzu verständlicher Wunsch?

Ebermann/Trampert: Die Wahlen haben jedenfalls bestätigt: Wer ersetzbar ist, muß nicht zwangsläufig verschwinden. Das kennt man aus der Warenwelt. Wie Produkt-Diversifizierung dem Konzern nützen kann, so bietet das Parteienspektrum politische Alternativen im Rahmen des gemeinsamen Anliegens an. Braucht Deutschland eine Berufsarmee, die Wehrpflicht, eine »Schule der Nation«? Darüber streiten Generäle. Warum nicht auch die Grünen? Lohnsenkung, Streichung der Arbeitslosenhilfe, Ersetzung der Lohnnebenkosten durch Verbrauchsteuern? Darüber streitet auch der BDI mit den jungen Unternehmern. Ein Teil der Grünen ist mit Biedenkopf für eine Hunger-Rente von 800 Mark, der andere Teil findet mit dem BDI diesen Betrag zu hoch.

konkret: Unverzichtbar scheinen die Grünen dem Fraktionschef der CDU/CSU und designierten Kohl-Nachfolger Schäuble, der ja nicht nur Frau Vollmer zur Vizepräsidentin des Bundestags gemacht, sondern unter großem persönlichen Einsatz die Grünen aus ihrer Fünf-Mark-Not herausgehauen hat. Wenn jetzt noch herauskäme, daß Schäuble es war, der zur Rettung der Grünen die Entdeckung der Castor-Kontaminationen ...

Ebermann/Trampert: Weder ist Schäuble ein besonderer Freund der Grünen, noch sind die Grünen aus ihrer Fünf-Mark-Not heraus. Die fünf Mark sind kein fundamentalistischer Fehler, sondern Wirtschaftsstrategie von Fischer und der »seriösen« Finanzexperten-Crew der Grünen, die nicht zufällig übereinstimmt mit Toni Blair, Schröder und Schäuble. Blair steigert die Energiesteuern jedes Jahr automatisch um sechs Prozent und will in Zukunft noch höher gehen. Das Konzept ist: Weg mit der Profitbesteuerung, weg mit den Lohnnebenkosten, die Ausfälle zahlen die Massen über Verbrauchssteuern.

Die Ökosteuer spricht also für die große Koalition Schröder/Schäuble, für »rotgrün« oder »schwarz-grün«. Der Trick der Grünen, schnöde Mineralölsteuern in Öko-Steuern umzubenennen, damit in der Gesellschaft Akzeptanz für die eigene Armut wächst (»für eine gute Sache«), hat nicht nur Schäuble Respekt abgerungen. Daß nun dem »Wähler« der Geldbeutel näher ist als der Tod von Flüchtlingen, er also den hohen Spritpreis bestraft und die gnadenlose Abschiebepraxis der rot-grünen Regierung in NRW honoriert, ändert nichts daran, daß die Stellung von Schröder und Schäuble bequemer geworden ist. Jede Spritverteuerung unterhalb des Grünen-Vorschlags erscheint den Menschen heute als »moderat«.

konkret: Viele Linke haben früher immer mal wieder die SPD gewählt, weil sie ihnen unter den Parteien, die mehr als fünf Prozent bekommen konnten, als das kleinere Übel erschien. Läßt sich das, trotz alledem, heute nicht auch von den Grünen sagen? Oder von der PDS? Oder ist die Lage so, daß es einem ganz egal sein kann, wie die nächsten Wahlen ausgehen?

Ebermann/Trampert: Einmal abgesehen davon, daß das kleinere Übel die historische Anbiederung der Linken war, hat es heute das letzte Fünkchen Sinn verloren. Hätte sich Major erlaubt, was Blair macht? Ist Schröder nationalistischer als Schäuble? Reicht die CDU an den Wagner-Parteitag der SPD heran? Es ist wirklich egal, wie die Wahl ausgeht. Die PDS

ist sozialpolitisch ins keynesianische Loch geschlüpft, hält aber gleichzeitig in der Kommune, im Land, in Gestalt des Bürgermeisters die glühendsten Schutzreden für brandschatzende und mordende Nazis. »Unsere Jungs« hätten kein Zuhause mehr, und die Reichen im Westen hatten noch nie Verständnis für den Baseballschläger in den Händen der gebeutelten Kids... Was gibt's da zu wählen?

Konkret 07/98, S. 4

von Konkret

Die Redaktion einer Festschrift zu »10 Jahre Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf« hat sich an den KONKRET-Herausgeber gewandt:

Sie, sehr geehrter Herr Gremliza, möchten wir hiermit freundlichst um die Zusage bitten, einen Beitrag aus Ihrer Feder beizusteuern... Bereits jetzt können wir Ihnen mitteilen, daß aufgrund der großen positiven Resonanz seitens der angefragten Autorinnen und Autoren, wie beispielsweise von Marcel Reich-Ranicki, Tankred Dorst, Gert Kaiser, Johannes Rau, Anke Brunn und Roman Herzog, davon ausgegangen werden kann, daß mit diesem Sammelband eine interessante und facettenreiche Publikation verwirklicht werden wird.

Um Porto zu sparen, erfolgt die Absage auf diesem Wege: Es ist eine alte traurige Wahrheit, daß Heinrich Heines Oeuvre viele Seiten hat, die es den genannten Damen und Herren erlauben, zur Feier dieses Dichters Beiträge aus Ihren Federn beizusteuern. So unbedeutend, daß sein Ansehen durch die positive Resonanz der angefragten Autorinnen und Autoren gemehrt werden könnte, war er nicht. Ja, es gibt Sätze des Dichters, die es ihrem Leser verbieten, Schulter an Schulter mit Leuten wie Reich-Ranicki, Rau und Herzog seiner zu gedenken.

Schülerinnen und Schüler der Henri-Nannen-Schule für Journalismus baten den KONKRET-Herausgeber für eine Zeitung mit dem Titel »Heim-Weh« um die Beantwortung von vier Fragen, und weil sie so schön kurz waren, gab's auch eine Antwort:

Ist Heimat gefährlich?

Ohne Liebe zur Heimat: kein Weltkrieg und kein Verbrechen wider die Menschheit.

Warum gibt es keine heimatlose Rechte?

Kleine Sprachkunde für Journalistenschüler: Heimat ist eine Metapher, mit der sich sagen läßt, daß der Fußballspieler einen Verein gefunden hat. Was der heimatlosen Linken fehlt, ist kein Vaterland, auch nicht die Rasenbank am Elterngrab, sondern eine Partei. Die Rechte hat davon immer ein paar zur Auswahl.

Kann Ideologie zur Heimat werden?

Die Ideologie, die zur Heimat werden kann, ist die Heimat.

Ist Deutschland für Sie Ihre Heimat? Wieviel Heimat brauchen Sie?

Meine Heimat ist das Meer. Und davon irgendwann ca. zwanzig Kubikzentimeter.

In KONKRET 6/98 erschien in der Rubrik Herrschaftszeiten ein mit dem Namen Werner Nees gezeichneter Beitrag unter dem Titel »Deutsche Hauptstadt«. Das Manuskript war von der Redaktion bearbeitet und gekürzt, die zum Druck vorgesehene Fassung dem Autor zur Genehmigung zugefaxt worden. Leider war Nees in diesen Tagen verreist, sein Schweigen wurde als Einverständnis gedeutet. Das war ein Fehler:

Sätze, die allein KONKRET formuliert hat, geben dem veröffentlichten Text eine von mir nicht gewollte Ausrichtung: Auf die Weitergabe einer Erfahrung kam es mir an, nicht auf eine leichtfertige Ridikülisierung von oben herab.

Werner Nees

Für den Abdruck des Neesschen Originals, an der die Leser die Plausibilität der Bearbeitung ermessen könnten, ist kein Raum. Die Redaktion hofft, daß die Leser ihr da vertrauen.

In welche Kiste gehört eigentlich KONKRET? Einer, der in der »jungen Welt« einen Roman vorstellt, hat die Anwort:

Hier kriegt mal einer was auf den Deckel, dort mal einer was hinter die Ohren: Gustav Seibt, Hermann Gremliza, Maxim Biller, die gesamte Lifestyle-Presse...

Der Verfasser des Romans ist der Rainald Goetz.

Am 24.8. erscheint als Bund 18 in der **konkret-texte-Reihe** von Jürgen Elsässer das *Braunbuch DVU. Eine deutsche Partei und ihre Helfershelfer.* Elsässer analysiert Aufstieg und Wahlerfolg der DVU in Sachsen-Anhalt sowie den Anteil, den die etablierten Parteien an der braunen Erfolgsstory haben. Aus dem Inhalt: Die DVU - eine kriminelle Vereinigung? /

Medien, Mythen und Moneten - Das Imperium des Dr. Gerhard Frey / Warum wird der Osten braun? / Massenpsychologie des Faschismus anhand der DVU-Wählerschaft / Rote Socken gegen braune Kameraden / Die PDS zwischen hilflosem Antifaschismus und völkischen Avancen an die DVU-Klientel.

Der Autor steht für Lesungen und Diskussionsveranstaltungen zur Verfügung. Anfragen bitte an den Verlag.

in der konkret-texte-Reihe (Band 17) erscheint am 15.9. *Das Ende als Chance? Uberlegungen zum tendenziellen Fall der sozialistischen Bewegung 1988 - 1998 /Band 2* von Georg Fülberth. Der Professor für Politikwissenschaft und KONKRET-Autor untersucht u.a. Gründe und Verlaufsformen des Zusammenbruchs der kommunistischen Parteien im Westen sowie das scheinbare Verschwinden der kommunistischen Parteien des Ostblocks. Das Buch kostet im konkret-texteAbo 15,80 DM, ist aber für 19,80 DM auch einzeln im Buchhandel oder beim Verlag zu bekommen.

Getrennt dichten, vereint vortragen. Nach wie vor steht das sehr gemischte Doppel Hermann L. Gremliza und Horst Tomayer zu Lesungen bereit. Zu Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen über Ludwig Erhard hält sich Otto Köhler zur Verfügung. Interessenten wenden sich an den Verlag.

Konkret 07/98, S. 6

an Konkret

Aufforderung

KONKRET 12/97: »Kunst & Gewerbe« von Rayk Wieland

Sehr geehrter Herr Gremliza, in der Nullnummer der Zweiwochenschrift »Ossietzky« hatte Günter Wallraff angekündigt, zu diesem und jenem mit seinen Texten beitragen zu wollen. Bislang sind zehn Hefte erschienen, aber in keinem einzigen findet sich ein Aufsatz des Herrn Wallraff. Deshalb wende ich mich heute mit der herzlichen Bitte an Sie, die Arbeit an diesen Texten doch möglichst bald abzuschließen. Vielleicht können Sie mir ja schon verraten, welche Themen Herr Wallraff ansprechen wird?

Martin Petersen

Schleswig

Berichtigung

KONKRET 6/98: »Das Gefuchtel« von Georg Fülberth

Wenn ich nicht vollends und teuflisch irre, irrte Historiker Fülberth, als er den Beginn (oder den Ausbruch? Die Durchführung? Inkl. sofortigem Abschluß?) der Industriellen Revolution auf das Jahr 1788 datierte. Seine Rechnung ist so unbezweifelbar, wie's die Gesetze der Mathematik und des Histomat sind. »Die Durchsetzung der Parlamentsherrschaft« zu England erfolgte »im Jahre 1688«, schreibt er. Sein Quantensprung einen Absatz weiter: »Hundert Jahre später kam noch einmal eine Revolution hinzu: die Industrielle.« Die aber kam lt. Einschlägiger Lexika gewißlich schon weit früher auf Touren, so »etwa seit 1760« (Meyers Großes Taschenlexikon), obwohl erst mühsam und zaghaft. Die eigentliche und in Fülberths Forschungssinne wahrscheinlich, ich mutmaße mal stark, relevante gesamtgesellschaftliche technisch-ökonomische Umwälzung bahnte sich indes und dann aber auch gleich volle Pulle »in Großbritannien etwa seit 1820, in Deutschland seit 1850« an, sonst haut es mit Marx und Kuczynski auch partout nicht mehr hin.

Den gewaltigen »Take-off« (WW Rostow) schob allerdings bekanntlich am ehesten zunächst James Watt mit seiner Dampfmaschine an, die er in zwei Schritten entwickelte: 1765 modifizierte er die atmosphärische Dampfmaschine (wann jene das Licht der Industriellen Revolution erblickte, sagt mein Lexikon leider nicht), war aber unzufrieden und konstruierte 1782 die doppelwirkende Dampfmaschine**.** Fehlen praktisch mindestens sechs Jahre, großzügig gezählt. Bzw. unterschlägt Fülberth fröhlich pauschal zirka 32, für sein eigenes Land generös gar 62 Jahre - den Wattschen Vorlauf nicht mal in Rechnung gestellt. Das alles müßte ein deutscher Professor doch wissen und unterlassen können, oder?

Jürgen Roth, Historiker Frankfurt a. M.

Abgrenzung

KONKRET 6/98: »Verfolgung und Wahn« von Hermann L. Gremliza

Gremliza schreibt: »Schon trommelt die trotzkistische Nationale ... zu einem weiteren letzten Gefecht: >Wir rufen dazu auf, im Herbst 98 der PDS die für den Einzug in den Bundestag entscheidende Zweitstimme zu geben - weil der Antikommunismus in Deutschland nicht siegen darf<, nämlich nachdem er gesiegt hat und insbesondere in der PDS, deren Bundesgeschäftsführer, in Moskau studiert, per >Deutschlandfunk< ausruft: >Ich bin kein Kommunist, und ich war kein Kommunist.«<

Gremliza verschweigt, aus weichem Text er zitiert. Es handelt sich um den Aufruf der Vereinigung für Sozialistische Politik (VSP): »PDS in den Bundestag! Die Stimme abgeben, nicht den Kopf!.«, der in der »Sozialistischen Zeitung« (»SoZ« 10/98) erschienen ist. An anderer Stelle dieses kritischen Wahlaufrufs wird die PDS die »einzige Kraft mit sozialistischem Anspruch, die im Bundestag vertreten ist«, genannt.

Der Antikommunismus richtet sich nicht nur gegen Vertreterinnen und Vertreter authentisch kommunistischer Positionen. Er richtet sich nicht einmal nur gegen diejenigen, die beanspruchen, für kommunistische Positionen zu stehen (die Anhängerinnen und Anhänger des einst staatsoffiziellen »Marxismus-Leninismus« beanspruchten dies übrigens zu Unrecht.) Die antikommunistischen Motive der bürgerlichen Hetze gegen die PDS liegen auf der Hand und widersprechen nicht der Tatsache, daß die PDS kein kommunistisches Selbstverständnis hat. Gremlizas Einwand gegen das VSP-Zitat ist daher substanzlos.

Die Charakterisierung der VSP (ohne sie zu nennen) als »trotzkistische Nationale« ist Ausdruck einer mir unverständlichen sektiererischen Abgrenzungswut Gremlizas gegenüber einer kleinen organisierten linken Strömung. Einige Mitglieder der VSP sind zugleich Mitglieder der IV. Internationale. Auch ich bin seit 1972 Mitglied dieser internationalen revolutionären Organisation, die in der Tradition der kommunistischen linken Opposition (der das Etikett »trotzkistisch« ursprünglich von ihren Feinden aufgeklebt wurde) gegen den Stalinismus steht.

Die Verwendung des Begriffs »trotzkistisch« als Schimpfwort hilft nicht, inhaltliche Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Linken zu klären. Unter Anspielung auf die IV Internationale von einer »trotzkistischen Nationalen« zu sprechen ist ungerechtfertigt, ehrenrührig und dumm. Die deutschen Antinationalen mögen ihre Verdienste haben, doch die Tatsache, daß sie sich nicht international organisieren, gehört gewiß nicht dazu.

Manuel Kellner, c/o VSP/ »SoZ« Köln

Erwiderung

KONKRET 6/98: »Magdeburger Verhältnisse II« von Matthias Gärtner

Vier Erwiderungen: 1. Es stellt die Verhältnisse schon etwas auf den Kopf, wenn die randständige Disziplin Sozialarbeit (in Form »akzeptierender Jugendarbeit«) für gesellschaftliche Phänomene verantwortlich gemacht werden soll, die mißlungene Politik produziert hat. 2. Auch wenn sich Matthias Gärtner gerne m der Rolle des Nachwuchsrevolutionärs gefällt, hat er als Mitglied der sachsen-anhaltinischen Tolerierungstruppe die Landespolitik mitzuvertreten, die - in einem noch genauer zu bestimmenden Maß - zum DVU-Boom geführt hat. 3. Wenn er als PDSler nun gegen akzeptierende Jugendarbeit wettert, dann haut er genau auf den Sack, den viele seiner Genossen und Genossinnen jahrelang in sozial gewendeter Betroffenheitsrhetorik »gefordert und gewünscht« haben. 4. Wenn Gärtner nicht weiß, wie die These von der gewaltreduzierenden Funktion akzeptierender Jugendarbeit belegt werden kann, darf er gerne eines der einschlägigen Seminare an unserer Hochschule besuchen. Besser gesagt: Er sollte es dringend tun.

Titus Simon

FH Magdeburg

Ergänzung

KONKRET 6/98: »Herrschaftszeiten«

Nicht die lettischen Nationalgedenkfeierer sind daran Schuld, daß die Bombenanschläge auf die Synagoge von Riga unaufgeklärt bleiben, sondern vielmehr die gesunkene Moral der Lettischen Polizei. Im Kampf um das Überleben läßt sich die Staatsgewalt von Gangstern aushalten, die sich erst spät dazu entschlossen haben, dem uniformierten Hühnerhaufen im Kampf gegen die Moskauer Provokateure beizustehen. Im übrigen deutet manches darauf hin, daß das in Deutschland kaum wahrgenommene lettische Tamtam komplett von ORT-Chef Berezovskij inszeniert wurde.

Es waren nicht die lettischen SS-Einheiten, die im Sommer und Herbst 1941 die etwa 80.000 Juden Lettlands ermordet haben, sondern vielmehr das Sonderkommando des Kollaborateurs Arajs und örtliche Polizeichargen. Der SD wollte das Vernichtungsprogramm als einen Ausbruch spontanen Volkszorns inszenieren, bevor er mit seinen Rollkommandos die circa 60.000 von Arajs verschonten Juden auf gründlichere Weise ausmerzte.

In Andrew Ezergajlis jüngst erschienenem Buch über den Holocaust in Lettland kann man nachlesen, wie der SD in Rezekne versucht hatte, Judenpogrome anzuzetteln, ohne dabei den spontanen Erfolg zu haben wie beispielsweise in Litauen. Die zwei lettischen SS-Legionen sind im Frühjahr 1943 aufgestellt worden, als die deutschen Soldaten die Nordostfront aus eigener Kraft nicht mehr halten konnten. Aus Maris Vestermanis Quellenbuch *My obvinjaem* (Wir beschuldigen) wird die mangelnde Begeisterung der Letten für die Freiwilligenarmee deutlich, die vom Kriegführen als ewige Verlierer einfach die Schnauze voll hatten. Die Legionen wurden ganz regulär ausgehoben und die gezogenen Jahrgänge mit Waffen-SS-Nummer tätowiert, so daß ihnen gar nichts anderes übrig blieb, als zu kämpfen, wenn sie nicht gleich nach Norilsk oder Magadan wollten. Ich habe von einem Letten gehört, der in dieser Zeit in vier miteinander befeindeten Armeen gekämpft hat, zuerst in der Lettischen, die 1940 in Rote-Armee-Uniformen gesteckt wurde. Vor Moskau geriet er 1941 in deutsche Gefangenschaft, aus der er als Lette entlassen wurde (Letten wurden aus taktischen Gründen von den Nazis bevorzugt behandelt), nur um 1943 erneut gezogen zu werden und erneut in Gefangenschaft zu geraten. Er nahm dann noch beim Sturm auf Berlin teil und wurde anschließend - wie die meisten der in Deutschland kämpfenden sowjetischen Soldaten - nach Sibirien deportiert, von wo er 1956 nach Hause zurückkehrte. Wenn die lettischen SS-Legionäre heute mit Stolz ihrer Armee gedenken, weil sie sich einbilden, sie hätten gegen die Russen, d.h. für

Lettland gekämpft, so versuchen sie vergessen zu machen, daß sie nie mehr als Kanonenfutter waren, für welche Seite auch immer.

Christoph Baltzer

Rezekne (Lettland)

Konkret 07/98, S. 8

Hermann L. Gremliza

Schwarzbuch ist die Haselnuß

Montag, der 15. Juni, Thalia-Theater, Hamburg: »Kommunismus und Verbrechen. Das Schwarzbuch des Kommunismus in der Diskussion. Das Erscheinen der deutschen Ausgabe des Schwarzbuch des Kommunismus ist Anlaß für den Piper Verlag und das Deutschland-Radio, Sie zu einer Podiumsdiskussion einzuladen. Es diskutieren: Stéphane Courtois, Paris, Joachim Gauck, Berlin, Jürg Altwegg, »Frankfurter Allgemeine«, Hans-Ulrich Wehler, Universität Bielefeld, Moderation: Ulrike Ackermann, Institut für Sozialforschung, Hamburg.« Montag, der 15. Juni 1998, »Bild-Zeitung«: »Kosovo: Heute steigen deutsche Kampfflieger auf.«

Wären die politische Bildung und die moralische Ausstattung der Intelligenz dieses Landes von einer anderen Art als der, die diese beiden Veranstaltungen (und am selben Tag) möglich gemacht hat, wäre mit den beiden Zitaten gesagt, was zu sagen ist. Aber dann wären ja gar keine deutschen Kampfflieger über Jugoslawien aufgestiegen, das *Schwarzbuch* wäre nicht gedruckt und sein Herausgeber nicht zur Vortragsreise geladen worden. Wir müssen die Dinge also kommentieren, wie sie sind.

Daß der Kommunismus verbrecherisch sei durch und durch, diese auf 950 Druckseiten ausgebreitete Entdeckung, ist mir vertraut, so weit meine Erinnerung reicht und noch davor: Schon der Führer hat es gesagt, meine Lehrer haben es gesagt, das Lokalblatt, die »Stuttgarter Zeitung«, hat es täglich geschrieben, der Süddeutsche Rundfunk hat es stündlich gesendet; vor dem Abitur, 1960, fuhr die Oberprima nach Berlin, um es sich in Bild und Ton eine Woche lang sagen und in herzigen Filmchen zeigen zu lassen; auf der Universität wurde es mir beigebracht, in Tübingen von Theodor Eschenburg, dem Nachwuchswerber für den BND, dessen SS-Nummer damals aber noch nicht bekannt war, und von seinem Assistenten Friedrich Karl Fromme, der später als Innenpolitiker der »Frankfurter Allgemeinen« die Vorzüge der NS-Justiz gegenüber der Rechtsprechung in der DDR rühmen sollte, und am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin, wo ich 1966 aus einem Karteikasten ein Briefchen ziehen durfte, in dem ich das Thema meiner Diplomarbeit fand: »Das Plebiszit im totalitären Staat, dargestellt am Dritten Reich und der DDR«.

Es kamen die berühmten Achtundsechziger, die revolutionären Studenten, deren Bilder von Marx und Mao, mit denen sie durch die Straßen zogen, noch heute die Legende verbreiten. In Wahrheit war der Antikommunismus *die* Charta der Mehrheit, die ihre Helden danach auswählte, wie feindlich sie jenen Kommunisten gegenüberstanden, mit denen ihre Eltern sich in einem mehr als tausendjährigen Krieg befanden. Mit Mao, Trotzki oder Enver Hodscha griffen die Söhne und Töchter Vatis Gegner von der anderen Seite an, als Feinde seiner Feinde. Vatis Gegner waren »die Russen« bzw. »der Iwan«, auch in seiner Verkleidung als gewerkschaftlicher Vertrauensmann. Mao, Trotzki, Hodscha waren, geografisch oder ideologisch, dem elterlichen Bankdepot äonenfern. Was immer Mao in und für China war - der deutsche wie der französische Maoismus war der strikte Antikommunismus der Adabeis. Die Zahl der Maoisten, die es mit dem Kommunismus ernst meinten und denen ihr Bekenntnis mehr war als Rabatz auf dem Campus und den Eltern ein Wohlgefallen, verhielt sich zur Zahl der anderen wie die Zahl der Anhänger Ebermanns und Tramperts zum Rest der grünen Partei.

Daß dreißig Jahre danach ehemalige französische und deutsche Maoisten ein Buch über den Kommunismus als Verbrechen verfassen, herausgeben und es - wie die Mao-Bibel einst im Mai -jedem vor den Kopf hauen, der nicht mitjubeln will, bezeichnet keine Umkehr, sondern die Fortsetzung des alten Treibens mit neuen Mitteln. Ein bißchen polieren sie ihr Firmenschild dann doch: Obwohl sie nur durch Addition von mehr als (grob geschätzten) 44,5 bis 72 Millionen umgebrachter, größtenteils verhungerter Chinesen zu der Opferzahl kommen, die sie brauchen, um deutschen Kampffliegern den Aufstieg über Jugoslawien zu erleichtern, macht weder der Herausgeber Courtois in seiner vierzig Seiten langen Zusammenfassung noch sein Bruder in Mao, der Redakteur Christian Semler, auf zwei vollen Seiten »Tageszeitung« das geringste Aufheben davon, ja Semler, der »das Elend linker Immunisierungsversuche« geißelt, immunisiert gegen Hinweise auf seine Vergangenheit unentwegt sich selber: »Wiederum sei das Gegenargument auf die Sowjetunion beschränkt, weil in ihrem Fall - im Gegensatz zu China - die Faktenbasis unbestritten ist.« Sie sind nicht immer nur eklig - komisch sind sie manchmal auch.

Der »antitotalitäre Konsens«, den die »Taz« heute so eifrig beschwört wie der Pfarrer Hintze, hat die Geschichte der Bonner Republik von ihrem Anfang bis zum Ende des Feindes begleitet - die verbrecherische Äquivalenz von Kommunisten und Nazis wurde allenfalls von jener Minderheit bestritten, die DKP wählte. Wenn es darum geht, deutsche Leugner des »roten Holocaust« (»Zeit«) vorzuführen, findet die vor zwanzig Jahren zu diesem späten Zweck gegründete »Taz« gerade mal knapp zwei: Bernhard Schmid (im »AK«) und mich (in KONKRET 1/98). Warum also muß jetzt so immenser Aufwand betrieben werden zum Beweis dessen, was 99 Prozent der Deutschen im Westen immer schon gewußt haben und was den paar Ungläubigen im Osten von ihrer Regionalpartei peu á peu beigebracht wird?

Der Kommunismus ist - außer vielleicht, in Resten, auf Kuba - erledigt, der »antitotalitäre Konsens« wird nicht mehr gebraucht. Denn so nützlich es war, gegen die Kommunisten mit der Parole »Rot gleich Braun« anzugehen, so lästig könnte »Braun gleich Rot« bei absehbar notwendigen Härten der eigenen Politik nach außen wie innen (von Antifaschisten als Faschisierung diffamiert) demnächst werden. Die alte Propagandalüge, daß der Kommunismus ebensolche Verbrechen begangen hat wie der Nationalsozialismus, jetzt durch die neue, daß der Kommunismus die Verbrechen des braunen Deutschland verblassen läßt.

Kampfflieger, zeig mir die Sonne... Wer die Welt regieren will, macht heute aus Che Guevara einen Horst Wessel, damit er morgen aus Horst Wessel einen Che Guevara machen kann. Als die Operation zum ersten Mal angegangen wurde, von dem deutschen Historiker Ernst Nolte in der »FAZ«, die hier mehr »Zeitung für Deutschland« war denn je, ging sie schief. Es war der falsche Ort zur falschen Zeit: Die Deutschen durften noch nicht und nicht als erste. Wie der Appell an Rühe, endlich in Bosnien Krieg zu führen, aus Brüssel, so mußte auch der zum Freispruch der Deutschen von draußen kommen. Und anders als im Fall des deutschen Truppenaufmarschs brauchte er nicht einmal bestellt zu werden.

Denn es traf sich, daß fünfzig Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus auch in Frankreich die letzten Reste der »Erlebnisgeneration« auf dem Weg ins Grab waren und die Nation die Hinterlassenschaft entsorgen mußte: die jahrzehntelang ruhmreich verdrängte Kollaboration mit den Nazis, die der französischen Bourgeoisie so zuwider, wie sie später hat glauben machen wollen, nicht gewesen waren. Bei dieser Gelegenheit kam heraus, daß die einzigen, die Widerstand gegen die Nazis und das bürgerliche Vichy-Frankreich geleistet hatten, die Juden waren, die Nationalisten, denen die demütigende Besetzung unerträglich war, und, nach Zahl und Einsatz allen voran: die Kommunisten.

Nun ist zwar der Kommunismus das Verbrechen als solches, sein peinlichstes aber besteht darin, daß er sich außerdem als die zuverlässigste Form des Antifaschismus erwiesen hat. Antifaschismus, so scheint es und wird gefürchtet, könnte das einzige sein, was vom Kommunismus bleibt. Schon nach der Wende kam er als »der verordnete Antifaschismus« auf den Index der verächtlichen Betätigungen, und in der Debatte um das »Schwarzbuch« ist er bereits ein Schimpfwort: »Der Antifaschist und Historiker W« schreibt die Moderatorin vom Hamburger Institut, wenn sie sagen will, daß ihr Gegner eigentlich ein Verbrecher (Kommunist), mindestens aber nicht ernst zu nehmen ist.

Damit ich nicht in Verdacht gerate, das alles frei erfunden zu haben, sei hier aus einem Gespräch zitiert, das der *Schwarzbuch*-Herausgeber Courtois mit seinem deutschen Beiträger Joachim Gauck für die Zeitung »Woche« geführt hat:

Courtois: Meine Position ist nicht sehr klar, aber im Moment neige ich zur Seite Noltes,

nämlich daß Auschwitz »eine spiegelbildliche Folge der russischen Revolution und in gewisser Weise auch des Marxismus« gewesen sei.

Gauck: Ich habe von einem polnisch-jüdischen Soziologen, Zygmunt Baumann, gelernt, daß im Grunde der Holocaust nicht etwas speziell Deutsches, sondern ein Element der Moderne ist.

Auschwitz gehört zu ihr wie das Auto. Courtois hat Auschwitz sowieso satt:

Ich frage die Deutschen: Bis wann wollen Sie sich so verhalten, als seien Sie allesamt die Verurteilten von Nürnberg? Irgendwann muß mal Schluß sein... Ich akzeptiere völlig, daß es in bestimmten Momenten Positionen gibt, die eine Funktion in der Gesellschaft haben. Aber man muß wissen, wann sie ihre Schuldigkeit getan haben.

Daß Courtois daherredet wie ein Wahlkämpfer der NPD, scheint sogar seinem Pastor Gauck ein wenig frivol. Er gibt schnell eine Erklärung ab:

Es wird in Deutschland nie wieder passieren, daß Faschisten an die Macht kommen... die Scham über die Nazi-Greuel ist groß, die Schande, die über uns kam, nicht vergessen.

Das ist dem Courtois durchaus wurscht. Der will auf etwas ganz anderes raus:

Die demokratische Idee kommt voran. Aber man muß aufpassen, ihre Schwäche ist die Diskussion, die Debatte, der Protest. Ich sehe da die Anarchisten, die brüllen: Nieder mit der Republik und dem Kapitalismus! Was schlagen sie denn vor? Den Gulag? ... Ich glaube an demokratische und wirtschaftliche (!) Erziehung ... Im Moment haben wir kein besseres Wirtschaftssystem als das kapitalistische. Es hat viele Fehler, doch die andern haben in die totale Katastrophe geführt.

Um das beste Wirtschaftssystem zu retten, müssen der Protest, die Debatte, die Diskussion gegebenenfalls unterbunden werden, und dazu muß der Antifaschismus vorher abgeräumt sein. Während ich dies schreibe, stellt Courtois sein *Schwarzbuch* in Hamburg, Berlin, München und Dresden vor, stets begleitet von einer Schar akklamierender Honoratioren und Professoren. Daß der Wälzer moralisch wie intellektuell einen Tiefpunkt der wissenschaftlichen Prosa markiert, hat bis heute keiner von ihnen gesagt oder geschrieben, und es wird keiner tun. Kapitelüberschriften, die direkt der »Bild«-Zeitung entnommen sein könnten - »Nordkorea, Vietnam, Laos: Die Saat des Drachens« -, erregen nicht den geringsten Anstoß. Und was erst der Herausgeber sich zusammengeschmiert hat - damit keiner das Buch kaufen muß, um gelesen zu haben, was man gelesen haben muß, sei es kurz referiert. Bitte, Herr Courtois:

Unser Ansatz untersucht die verbrecherische Dimension als eine, die für das gesamte kommunistische System charakteristisch war. solange es existierte... Die Zahl der Verbrechen des Leninismus und Stalinismus ist schier unendlich. Häufig werden sie von den Diktaturen Mao Tse-Tungs, Kim Il-sungs, Pol Pots in fast dergleichen Weise reproduziert.

Die Deutschen, schreibt Courtois, haben sich zum Genozid an Juden, Roma und Sinti »hinreißen lassen«. Von wem auch immer? Nein, natürlich von Stalin, denn

der nationalsozialistische Terror betraf bis zum Kriegsbeginn nur einige Gruppen.

Dann kam der Hitler-Stalin-Pakt, und

der Vertrag vom 23. August, der Deutschland der Gefahr eines Zweifrontenkriegs enthob, löste den Zweiten Weltkrieg unmittelbar aus.

Und dann hat Stalin seinen verbrecherischen Weltkrieg angefangen:

Andere Verbrechen viel größeren Ausmaßes geschahen unbemerkt, wie die Ermordung oder der Tod im Gulag von Hunderttausenden zwischen 1943 und 1945 gefangengenommenen deutschen Soldaten. Hinzu kommen die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen durch Soldaten der Roten Armee im besetzten Deutschland und die systematische Plünderung von Industrieanlagen in den von der Roten Armee besetzten Ländern.

Stalin ist schuld am Ausbruch des Kriegs, an seinem schrecklichen Ende aber er nicht allein:

Um Verblendung handelte es sich beim Treffen von Yalta, als Präsident Roosevelt Stalin Osteuropa gegen das förmliche Versprechen preisgab, dort baldmöglichst freie Wahlen durchzuführen.

Doch was geschah?

In Mittel- und Osteuropa trat das sowjetische System die Nachfolge des »Tausendjährigen Reichs« an,

das seinerseits alles von den Sowjets gelernt hatte. Courtois jedenfalls weiß, daß

die Techniken der Massengewaltausübung von den Kommunisten eingeführt wurden und die Nazis sich von ihnen inspirieren ließen.

Was noch ein wenig stört, ist die Sache mit den Juden. Keine Bange, auch das kriegt der Courtois geritzt:

Neuerdings hat die Hervorhebung der)Einzigartigkeit(des Genozids an den Juden ... die Wahrnehmung vergleichbarer Tatsachen in der kommunistischen Welt behindert ... Während die Namen Himmlers oder Eichmanns in der ganzen Welt als Symbole zeitgenössischer Barbarei bekannt sind, sind Dserschinski, Jagoda oder Jeschow weitgehend unbekannt ...

Schuld auch daran sind - die Kommunisten:

Die Sieger von Nürnberg konnten die Tausende von Leichen im Lager Bergen-Belsen nach Belieben fotografieren und filmen... Nichts dergleichen für die kommunistische Welt, in der der Terror das bestgehütete Geheimnis war,

von dem - außer hundert Millionen Ermordeter und den fünfhundert Millionen engster Anverwandter - kein Mensch was erfuhr. Deshalb reden alle immer nur von Anne Frank und so:

Der Tod eines ukrainischen Kulakenkindes, das das stalinistische Regime gezielt der Hungersnot auslieferte, wiegt genauso schwer wie der Tod eines Kindes im Warschauer Ghetto, das dem vom NS-Regime herbeigeführten Hunger zum Opfer fiel.

Zumal die Erfinder dieser Taten in Moskau saßen:

Es geht hier nicht darum, irgendwelche makabren arithmetischen Vergleiche aufzustellen, eine Art doppelte Buchführung des Horrors, eine Hierarchie der Grausamkeit. Die Fakten zeigen aber unwiderleglich, daß die kommunistischen Regime rund hundert Millionen Menschen umgebracht haben, während es im Nationalsozialismus rund 25 Millionen waren... Die von Lenin erarbeiteten, von Stalin und seinen Schülern systematisierten Methoden lassen an die Methoden der Nazis denken, nehmen sie aber oft voraus.

Nachzutragen ist noch der Beleg für die Behauptung, daß das *Schwarzbuch* auch dazu dienen sollte, die Kollaboration der französischen Bourgeoisie mit den Nazis zu »bewältigen«, das heißt ein der deutschen Bewältigung entsprechendes Vichy-Waschi zu veranstalten. Also nochmal Courtois:

(Die) sowjetische Beteiligung am Sieg über den Nationalsozialismus (hat es) den Kommunisten ermöglicht, ihr eigentliches Ziel - die Machtergreifung - unter glühendem Patriotismus zu verstecken ... (Die kommunistischen Widerstandskämpfer haben sich ihrer) Märtyrer bedient, um die Sache des Kommunismus zu heiligen. Außerdem knüpften viele Nichtkommunisten im Widerstand Bande der Solidarität, des Kampfes, des Bluts mit Kommunisten, was vielen die Augen getrübt hat.

Und schließlich diese letzte Sentenz aus dem schwarzbraunen *Schwarzbuch,* zum Zeichen, mit welchen Lumpereien man heute bei akademischen Symposien reüssieren kann:

Eine Besonderheit vieler kommunistischer Diktaturen: der systematische Einsatz des Hungers als Waffe ... Es ist daran zu erinnern, daß es in der Zeit nach 1918 nur kommunistische Länder waren, in denen Hungersnöte auftraten, die Hunderttausende, ja Millionen Todesopfer forderten ... Noch im vergangenen Jahrzehnt haben zwei afrikanische Länder. die sich marxistisch-leninistisch nannten - Äthiopien und Mocambique -, solche verheerenden Hungersnöte durchgemacht,

vom kommunistischen Indien, vom kaiserlich-kommunistischen China und den drei kommunistischen Kontinenten, wo heute 40.000 Kinder pro Tag an den Folgen des Hungers verrecken, nicht zu reden. Aber schwer zu sagen, ob Goebbels sich das getraut hätte. Um auch einmal so nett zu den Nazis zu sein, als säße ich auf dem Podium im Thalia: Ich glaube eher, daß nicht.

Konkret 07/98, S. 10

Herrschaftszeiten

Auswärts daheim

Bei einem Besuch im Auswärtigen Amt zu Bonn entdeckt der Magdeburger Fachhochschul-Professor Jochen Fuchs im Saal 200b Wandbilder der Herren Konstantin Freiherr von Neurath und Ernst Freiherr von Weizsäcker. Fuchs schreibt dem AA einen Brief:

Diese beiden Personen sind aufgrund ihrer Taten im Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher bzw. im Wilhelmstraßen-Prozeß zu langjährigen Haftstrafen verurteilt worden. Insofern mutet es befremdlich an, daß deren Bildnisse (unkommentiert) in Ihrem Hause präsentiert werden. Bei der Präsentation scheint es sich nicht um eine der Vollständigkeit verpflichtete Dokumentation aller Außenminister bzw aller Staatssekretäre des Auswärtigen Amtes seit dessen Gründung zu handeln, da m. E. nicht alle Inhaber dieser Ämter berücksichtigt sind.

Fuchs bittet um Mitteilung, »welche Gründe Anlaß dazu gaben, gerade die oben genannten Personen trotz ihrer Verurteilung wegen verbrecherischer Taten bei der Auswahl zu berücksichtigen«. Das Auswärtige Amt antwortet:

Nach eingehender Prüfung entschied die Amtsleitung im Dezember 1958, in Räumen und Fluren des Auswärtigen Amts Porträts aller Persönlichkeiten aufzuhängen, die das Amt geleitet haben. Diese Tradition wird bis heute fortgesetzt. Dieser Personenkreis umfaßt die Reichskanzler die Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre der Kaiserzeit, die Reichsminister des Auswärtigen und die Staatssekretäre des Auswärtigen Amts bis 1938 bzw. 1943, die Bundesminister des Auswärtigen, die Staatssekretäre des Auswärtigen Amts seit 1951 und die Staatsminister im Auswärtigen Amt seit 1966.

Ausgenommen waren von Anfang an nur die Bilder von zwei Personen, die ihre Stellung und ihre Karriere ausschließlich ihrem Engagement in der NSDAP zu verdanken hatten, Reichsminister Joachim von Ribbentrop (1938-1945) und Staatssekretär Gustav Adolf Baron Steengracht von Moyland (1943-1945).

Das Auswärtige Amt hat immer wieder erklärt, daß es zu seiner gesamten Geschichte steht und auch seine sehr dunklen Kapitel nicht leugnet. Deshalb hängen heute im Hauptgebäude des Hauses in den Sitzungssälen 200a bis 200c und in zwei Fluren Porträts der genannten Persönlichkeiten. Eine Würdigung oder gar Ehrung ist damit nicht verbunden. Um der historischen Wahrheit willen wurde lediglich Vollständigkeit angestrebt.

Sie wurde jedoch nicht erreicht, weil zwei der Verbrecher nicht die vorgeschriebene Diplomatenlaufbahn hinter sich hatten. Wenn aber demnächst der Amtschef wechseln sollte, würde auch, zur Fortsetzung der Tradition, der Klaus Kinkel, das heißt: sein Konterfei, dort aufgehängt, in einer Reihe mit dem des Freiherrn von Neurath. Und vielleicht hängt irgendwann daneben auch das Porträt des Joseph Baron Fischer von Bockenheim.

Adolf Riese

»Der Anteil der nichtdeutschen Tatverdächtigen bleibt auch 1997 mit 27,9 Prozent hoch«, sagt Bundesinnenminister Manfred Kanther. Was der brave deutsche Ordnungsmann nicht sagt: 180.977 Ausländer hatten sich wegen Straftaten gegen das Ausländer- und Asylverfahrensgesetz verdächtig gemacht, 37.575 wegen Fälschung von Ausweispapieren, ohne die ihnen in vielen Fällen die Flucht aus einem unserer befreundeten Folterstaaten nicht gelungen wäre. Unter den Personen, die des Raubes, der Körperverletzung und des Mordes verdächtigt wurden, war der Anteil der Ausländer nicht höher als der Anteil aller Ausländer an der Bevölkerung.

Kamerad und Genoske

Berlins Innensenator Jörg Schönbohm, zuvor General der Bundeswehrmacht, will schärfer gegen Ausländer vorgehen: »Es gibt heute schon Quartiere, die so sind, daß man sagen kann, dort befindet man sich nicht in Deutschland.« Wer hier leben wolle, müsse »mit deutschen Bürgern und Behörden in deren Sprache verkehren und sich deren Gewohnheiten anpassen«.

Auch der innenpolitische Experte der Berliner SPD Hans-Georg Lorenz ist der Meinung, daß in der Hauptstadt die Ausländerpolitik »total entglitten« sei. Lorenz warnte davor, »aus Kreuzberg Klein-Istanbul zu machen«. Die »Hintertreppen-Hodschas« aus Albanien seien, so der sozialdemokratische Kanakologe, schon jetzt ein »bedrohliches Potential«.

Revanche

Daß Margaret Thatcher und François Mitterrand den verdienstvollen Versuch gemacht haben, die Wiedervereinigung zu verhindern, war bekannt. Nun hat Helmut Kohl in kleinem Kreis berichtet, daß auch Hollands christdemokratischer Premier Ruud Lubbers die »2 plus 4«-Verhandlungen abgelehnt und eine internationale Friedenskonferenz gefordert habe, deren Realisierung die Vereinigung auf lange Zeit vertagt hätte. Zur Strafe dafür hat Kohl 1994 die Wahl des Verräters zum Präsidenten der EU-Kommission verhindert, woraufhin Lubbers publik machte, daß Kohl anläßlich der Wiedervereinigung die Oder-Neiße-Grenze »aus innenpolitisehen Gründen« habe revidieren wollen. Lubbers: »Wir müssen den USA auf Knien danken, daß sie das verhindert haben.«

Perestroika 1

Bulgariens Ex-König Simeon II. bekommt seine Immobilien, darunter zwei Schlösser, zurück. Das Verfassungsgericht erklärte die kommunistischen Enteignungen von 1947 für rechtswidrig.

Perestroika 2

Boris Beresowski ist neuer Exekutivsekretär der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS). Beresowski ist Miteigentümer der weltweit drittgrößten Ölfirma Yuksi, Teilhaber der Fluggesellschaft Aeroflot und des Fernsehkanals ORT. Sein privates Vermögen wird auf drei Milliarden Dollar geschätzt.

Perestroika 3

Manfred Wilke, ein von anderer Begabung unbelasteter 68er, hat doch stets ein feines Gespür bewiesen, von wo aus die Gefahr für die Herrschaft des Kapitals am effektivsten zu bekämpfen war: In den Sechzigern markierte er im SDS den Radikalinski, in den Siebzigern mobilisierte er als Trotzkist Lehrlinge gegen die Gewerkschaftsbosse, in den Achtzigern diente er sich der SPD als Denunziant kommunistischer Unterwanderer an, und nun ist er der CDU beigetreten, um die Sozialdemokraten als Unterwanderer der Republik zu überführen. Das muß noch nicht das Ende vom Lied sein: Wozu er nötigenfalls bereit wäre, hat er schon zu erkennen gegeben, als er zusammen mit den Nazi-Sympathisanten Röhl und Zitelmann den »Berliner Appell« unterzeichnet hat. Was nicht von ihm zu befürchten ist, hat er auch gezeigt: daß er eine wissenschaftliche Arbeit vorlegt, die bei den Fachkollegen anderes auslöst als Heiterkeit über den »Drei-Fußnoten-Professor«.

Perestroika 4

Nur wer sich ändert, bleibt sich treu (W Biermann), und so heißt das frühere Bundesministerium für Entwicklungshilfe heute Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, aber sein parlamentarischer Staatssekretär Klaus-Jürgen Hedrich (CSU) verspricht immer noch, bei der Entwicklung zu helfen: »Alle Möglichkeiten, die sich uns bieten, werden wir nutzen, um auf Kuba systemzersetzend zu wirken.«

Rätsel

Aus einer Wahlwerbeschrift: »Zuerst das Land, dann die Parteien. Deutschland braucht Zusammenhalt und Gemeinsinn. Ich will, daß unser Volk zusammenfindet.«

Wer schreibt hier? Gerhard Frey? Der Gerhard ist richtig, der Frey falsch.

Dichtung...

Das Dresdner Kabarett »Die Herkuleskeule« präsentiert das künftige deutsche Sozialsystem aus Sparprogramm und Eigeninitiative: Opa wird auf dem Küchentisch operiert, betäubt mit Wodka, beatmet mit einer Fahrradpumpe. Als Anleitung dient ein

Buch von Doktor Seehofer: »Hilf dir selbst. Operieren leicht gemacht. «

... und Wahrheit

Ebenfalls aus Dresden, von einem Ulrich Blum, kommt dieser Rat an Arbeitslose, einen Job zu finden:

Vor allem das Potential einfacher, personenbezogener Dienste wie beispielsweise Schuhputzer ist unterentwickelt.

Klofrau auch. Wer aber dazu nicht taugt, weil ihm der Unterschied von Brausewürfeln und Urinalsteinen nicht beizubiegen ist, kann immer noch Professor an der TU Dresden werden und Mitglied der Zukunftskommission Bayerns und Sachsens. Dort nehmen sie jeden, der mit dem Kopf gegen eine Herkuleskeule oder Härteres gelaufen ist. Den Blum haben sie schon genommen.

Kanzlerkandidat in der Maske vor seinem Auftritt in der RTL-Soup »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« beim Erlernen seines Textes. Schröders Auftritt, laut Skript, in voller Länge: »Später Nachmittag. Es sind nur noch wenige Gäste im Fasan, unter ihnen Gerhard Schröder, der mit drei anderen um Tisch sitzt. Schröder macht Martin ein Zeichen: Wir möchten dann zahlen, bitte. Martin: Sehr wohl. Martin kassiert an Schröders Tisch, der ihm fünfzig Mark hinlegt. Schröder: Denn wolln wir mal wieder. Stimmt so. Martin: Danke. Schönen Abend noch. Schröder: Ihnen auch. Schröder und seine Freunde stehen auf.« Deutschland in Spannung, weicher Lohn dem Kandidaten wird: der Bambi oder der Grimme-Preis?

... hat er den Deutschen das eigene Land und der Welt Deutschland erklärt

---

Der Börsenverein des deutschen Buchhandels zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an Martin Walser, Deutschland

Die schmutzigste Wahl in einem deutschen Parlament seit 1933

Bernd Protzner, Generalsekretär der CSU, über die Wahl Reinhard Höppners zum Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt

Der moderne Mensch gleicht einem Kreisel, der von der Peitsche sexueller Aufreizung zu immer rasenderer Umdrehung getrieben wird

---

Joachim Meisner, katholischer Kardinal

Die Kirche sieht in den Soldaten eine letzte Möglichkeit, das Böse im Menschen zu bannen

---

Joachim Meisner

In betenden Händen ist die Waffe vor Mißbrauch sicher

Joachim Meisner

Einem Gott lobenden Soldaten kann man guten Gewissens Verantwortung über Leben und Tod anderer übertragen

---

Joachim Meisner

Konkret 07/98, S. 12

Joachim Rohloff

Der Rebell

Als Generalsekretär der CDU ist Peter Hintze unersetzlich. Fragt sich nur, wie lange. Ein Porträt des Pfaffen im besonderen Einsatz

Peter Hintze ist gebildet. Er kennt Novalis, Neil Postman, Fukuyama Z und Lord Dahrendorf Er ist ein Innovator, ein nicht mehr ganz so junger Wilder und ein Rebell. Denn er stand schon zu einer Zeit lotrecht an der Seite Helmut Kohls, als Barzel noch Parteivorsitzender war. Und er hat einen Witz: *Niels Bohr wird der Satz zugesprochen, » Vorhersagen sind riskant, insbesondere wenn sie sich auf die Zukunft beziehen«*.* Weil er aber seinen Posten allein dem gnädigen Umstand verdankt, daß *wir als Christliche Demokraten das Ziel haben, auch etwas für diejenigen zu tun, die mit höheren theoretischen Anforderungen nicht klarkommen,* und weil nur eins schlimmer ist als ein Priester, nämlich ein Priester mit Humor, sei hier eine riskante, aber zukunftsfrohe Prognose gewagt: Wie immer die nächste Bundestagswahl ausgeht - Hintze wird sie in seinem Amt nicht überleben.

Ich bekomme gelegentlich auch persönlich Mahnungen, gesteht er. Man schlägt den Esel nicht mitten im Fluß, deshalb schlug Kohl den Sack Hausmann. Viermal ist Peter Hintze in seinem bisherigen Leben gerufen worden, und immer folgte er willig. Zuerst rief ihn der liebe Gott selbst. Ein überaus beliebter junger Pfarrer soll er gewesen sein, an seiner Bibelfestigkeit jedoch muß man zweifeln, seit er neulich nach dem Ursprung des Wortes »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« gefragt wurde. Hintze tippte aufs Neue Testament und verlor tausend Mark. Es ist das dritte Buch Mose. Sein Motiv, die Seelsorgerei aufzugeben und sich der großen Politik zu widmen, hat wohl Rainer Barzel am besten begriffen: »Wohl möchte die Kirche gern, daß alle Gott und den Nächsten lieben. Um dem Raum und Möglichkeit zu schaffen, arbeiten die Christen in der Politik.« Seit 1983 kämpft Hintze als Priester im besonderen Einsatz gegen Kruzifixurteile, Werteverfall und *Stolpismus: Wir verurteilen alle Bestrebungen, wie es sie in Brandenburg seitens der Stolpe-Regierung gibt, den Religionsunterricht aus den Schulen zu entfernen.*

Den zweiten Ruf erhielt Hintze von Heiner Geißler, der ihn 1983 zum Bundesbeauftragten für den Zivildienst ernannte. Die Bundesregierung wollte damals das Anerkennungsverfahren für Kriegsdienstverweigerer - außer in seltenen »Problemfällen« - abschaffen, dafür die Dienstzeit um vier Monate verlängern. Hintze begründete die einschlägige Gesetzesnovelle vor dem Verfassungsgericht mit einem klugen Argument: *Ist das eine glaubwürdige Sache, wenn jemand sagt: Bei 16 Monaten Zivildienst ... verbietet mir mein Gewissen, ein Leben lang eine Waffe in die Hand zu nehmen, aber bei einer Zivildienstdauer, die vier Monate mehr beträgt, gehe ich zur Bundeswehr?* Ist es nicht, fanden die Richter, obwohl sich mit Hilfe derselben Logik jede Schikane hätte rechtfertigen lassen. Hintze verbuchte den ersten großen Erfolg. Er mochte seine Zivis, lobte ihren *engagierten Dienst,* widersprach dem Vorurteil vom Drückeberger und erschloß neue Betätigungsfelder: den Umweltschutz und den Versöhnungsdienst im Ausland, obwohl *nicht die ganze deutsche Jugend nach Manhattan will, um an der Lower East Side verarmten jüdischen Bürgern zu helfen. Zu*gleich ermahnte er die Jugend, wer etwa als Aufbauhelfer nach Nicaragua gehe und sich dort mit einer Waffe erwischen lasse, müsse sich dem Prüfungsausschuß stellen und mit der Aufhebung seines Verweigererstatus rechnen. Die politische Richtung spiele dabei aber keine Rolle.

Als er den Zivildienst derart *befriedet* hatte, rief Angela Merkel ihn 1991 in ihr Frauen- und Jugendministerium. Vom Staatssekretär Hintze hörte man wenig. Selbst seinem Vorschlag einer Geldspielautomatenreform blieb die Gesetzeskraft versagt. Die *durch raffinierte Technik geförderte Spielsucht,* meinte Hintze, führe immer wieder zu menschlichen Tragödien. Deshalb wollte er den Spieleinsatz auf zehn, den Höchstgewinn auf neunzig Pfennig begrenzen und zu diesem Zweck das Gespräch mit dem zuständigen Wirtschaftsministerium suchen. Daraus wurde nichts, und so haben wir heute statt der Reformautomaten die Jugendkriminalität.

Politiker kokettieren gern mit ihrer übermenschlichen Arbeitsleistung. Achtzehn Stunden täglich, und die Familie leidet. Hintze jedoch hat so gar nichts von einem Hans-Jochen Vogel, der einst im Berliner Bürgermeisterbüro sein Feldbett aufstellte. Pünktlich um halb fünf schließt er das Adenauerhaus ab. Das ganze Jahr 1997 bestritt er trotz zahlreicher Termine mit einem einzigen Redemanuskript. Am 25. Oktober, auf dem Parteitag der sächsischen CDU in Markneukirchen, beschämte er die Grünen mit dem Argument, *daß gerade die Menschen auf dem Lande mobil sein müssen und auf das Auto nicht verzichten können. Dem gut verdienenden grünen Rechtsanwalt in Frankfurt ist das egal. Aber die Verkäuferin in der Lausitz schaut in die Röhre. Das ist ungerecht und schon die Vorstellung ist unerträglich!*

Damit hatte er zugleich seine Verbundenheit mit den Menschen in den neuen Bundesländern bewiesen, denn daß es im Osten eine Lausitz gibt, weiß in Bonn nicht jeder. Einen Monat später demonstrierte er seine Ostkompetenz noch eindrucksvoller, als er auf dem Parteitag der brandenburgischen CDU in Frankfurt/Oder daran erinnerte, *daß gerade die Menschen auf dem Lande mobil sein müssen und auf das Auto nicht verzichten können. Dem gut verdienenden grünen Rechtsanwalt in Frankfurt mit dem Porsche ist das egal. Aber die Verkäuferin in Cottbus schaut in die Röhre. Das ist*

ungerecht und schon die Vorstellung ist unerträglich! Klasse, der Mann, dachten die Delegierten, kennt sogar unser Cottbus! Daß es Frankfurt zweimal gibt, wird er auch noch lernen.

Hintzes Reden schmücken sich mit manch überraschendem rhetorischen Glanzstück, das jedoch nie seinen wahren Autor verleugnet. Nämlich John F. Kennedy: *Frag nicht, was der Sozialstaat fir dich tun kann, frage: was kann ich für den Sozialstaat tun.* Oder Ronald Reagan: *Herr Lafontaine, brechen Sie die Mauer der Blockade ab!* Oder Shakespeare bzw. Simmel: *Bildung ist der Stoff, aus dem die Zukunft wird.* Oder Theo Sommer: *Rot-Grün wäre die Axt am Wirtschaftsstandort Deutschland.* Oder Dieter Thomas Heck: *Im Herzen des Reviers hat er seinen Wahlkreis, die deutsche Sozialpolitik ist aufs engste mit seinem Namen verbunden. Ich begrüße Bundesarbeitsminister Dr. Norbert Blüm. Wir freuen uns, mit der Deutschen Einheit einen Bannerträger der friedlichen Revolution gewonnen zu haben, der dem SED-Regime trotzte und heute als Vorsitzender der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft die soziale Tradition der Union in besonderer Weise repräsentiert. Ich begrüße Rainer Eppelmann.* Oder Goethe: *Der Händedruck von Höppner und Sitte bezeichnet Schröders neue Mitte.*

Oder Augustinus: *Wir erinnern uns dankbar an Ludwig Erhard, den Vater der Sozialen Marktwirtschaft... Wir erinnern uns dankbar an Ludwig Erhard, der in den unendlich schwierigen Aufbaujahren mit seinem unverwüstlichen Optimismus eine Atmosphäre der Ermutigung schuf.. Wir erinnern uns dankbar an Ludwig Erhard, den erfolgreichsten Wirtschaftspolitiker der deutschen Geschichte... Wir erinnern uns dankbar an Ludwig Erhard, den Mahner und Warner vor maßlosem Anspruchsdenken und materiellem Erfolgsdruck.. Wir erinnern uns dankbar an Ludwig Erhard, den deutschen Patrioten, der die Verpflichtung zur Überwindung der Teilung unseres Vaterlandes ernst genommen hat... Wir erinnern uns schließlich dankbar an Ludwig Erhard, den Ehrenvorsitzenden der CDU Deutschlands, der unserer Sache treu gedient hat und ohne dessen Wirken Programm und Politik der CDU undenkbar gewesen wären. Ludwig Erhard hat daran seinen unvergänglichen Anteil. Seine Ideen und sein Wirken sind für uns Erbe und Auftrag.*

Einem Kirchenmann drückt halt die zweitausendjährige Tradition liturgischer Rhetorik besonders schwer aufs Hirn. Erbe und Auftrag hätte allerdings auch, wäre Hintze nicht als Sohn eines Landgerichtsrats in Bad Honnef geboren worden, sondern von der Arbeiterklasse etwas weiter östlich, zumindest in seinen frühen Jahren die Große Oktoberrevolution sein können. Was Kohl 1992 bewog, nach Rühes Versetzung den netten Hintze, die Lusche, den »Teddybär« (»Focus«), zu berufen, verstand nur die »Frankfurter Rundschau«: »Er gilt als Reformer, ohne daß er ... bisher als Kritiker von Kohl aufgefallen wäre.« Die traditionellen Hauptdisziplinen eines CDU-Generalsekretärs, Bilanzfälschung und Warnung vorm Kommunismus, beherrschte Hintze aber bald ebenso gut wie sein Mentor Geißler. Und in der dritten Disziplin, die erst neuerdings verlangt wird, brachte er es zu singulärer Meisterschaft: Ossis verarschen. *Millionen von Arbeitsplätzen, die in der DDR vom Staatsbankrott der SED-Diktatur bedroht waren, konnten wir sichern.* Darüber lacht man im Westen gern. Und wem an der »inneren Einheit« der Deutschen ebenso viel liegt wie an der Einheit von Bretonen und Moldawiern, wird sich nichts Böses dabeidenken.

Besorgte Deutsche wie die Kommentatoren der »Taz« allerdings menetekeln, Hintze nehme »nicht weniger in Kauf, als die Spaltung zwischen Ost und West noch weiter zu vertiefen«. Daß er jemals einen eigenen Gedanken formuliert hätte, kann man ihm nicht vorwerfen. Seines Amtes ist es, den Gegner zu schmähen und den Kanzler zu loben. Ansonsten wiederholt er, was Mächtigere erdacht haben. Brav fordert er Steuerreform, Innovation und, auf daß nicht ganz Deutschland, wie längst schon Niedersachsen, zum *Eldorado für Straftäter und Scheinasylanten* werde, mehr Polizei. Denn *die Verbrechensflut steigt, und die SPD verzögert den Deichbau.* Er droht den Sozialhilfeempfängern mit Zwangsarbeit: *Wer als Saisonarbeiter nicht zur Verfügung steht, weil er lieber in den Tag hineintrödelt, der darf aus staatlichen Kassen in Zukunft nichts mehr bekommen.* Und weil im Fernsehen, wie er gezählt hat, täglich 780 Menschen ermordet werden, fordert Hintze einen *deutschen Medienrat.* Als hätten wir für solche Ideen nicht den Präsidenten Herzog!

Einmal immerhin soll Hintze seinem Kanzler widersprochen haben: Als dieser die Reform des Ladenschlusses in die nächste Legislaturperiode verschieben wollte, verlangte jener nach sofortigem Handeln und setzte sich durch. Dieser schöne Erfolg vermutlich inspirierte ihn zu dem Vorschlag, nun auch die Öffnungszeiten der Ausländerämter zu verlängern, damit Kriminelle schneller abgeschoben werden können. Gelegentlich, also auf jedem Landesparteitag, verdeutlicht Hintze die Gefahr, die dem Wirtschaftsstandort von Gegnern der Gentechnik und anderen fanatischen *Kleingruppen* droht, mit einer Anekdote: *Ein deutscher Bioechemiker erzählte mir in der vergangenen Woche, ein amerikanischer Fachkollege habe ihn gefragt, ob er überhaupt an einem Kongreß in Deutschland teilnehmen könne oder ob er sich dadurch einer Gefahr aussetze.* Weil bekanntlich *kleine radikale Öko-Organisationen Wissenschaftler diskriminieren und ihre Arbeit angreifen.* Vielleicht aber fürchtete der Fachkollege bloß, er habe in Deutschland die falsche Hautfarbe.

Kommunistenfresser, sollte man meinen, durften schon vor Jahren befriedigt Bäuerchen machen. Den einen oder anderen Sozialdemokraten aber kann Hintze allemal noch vertragen. Noch immer will er *gegen alle Roten kämpfen, ob sie nun als hellrot, dunkelrot oder grün daherkommen.* Jenseits der FDP beginnt für ihn der Gulag. Denn *die Front formiert sich. Diese illustre Runde verbitterter Linker kennt keine Skrupel.* Gemeint sind Schröder, Fischer und Gysi. Während Heiner Geißler einst die gemeinsamen geistigen Wurzeln von Sozialdemokratie und Nationalsozialismus bloßlegte, repetiert Hintze CDU-

Parolen, die älter sind als er selbst. Auf eins muß Hintze uns ordnungsgemäß hinweisen: *Außerdem nutzt die Linke einen weiteren Trick. Darauf muß ich Sie ordnungsgemäß hinweisen. Die Linke versucht, ihre Neidparolen mit dem Mantel der Gerechtigkeit zu umhüllen.* Und sie versucht, den Mantel der Geschichte zu fälschen.

Als die SPD den fünfzigsten Geburtstag der SED beging, entdeckte Hintze das historische Vorbild der Minderheitsregierung von Magdeburg. Die SPD paktiere seit je mit den *Feinden der Demokratie,* leugne aber die *deutliche Zustimmung aus den eigenen Reihen* zum Bündnis mit den Kommunisten und nenne deshalb eine »Zwangsvereinigung«, was ein Liebesakt war. *Denn bis zuletzt sind führende Sozialdemokraten scharenweise nach Pankow gepilgert. Oskar Lafontaine war alleine zehnmal bei Erich Honecker,* der aber nicht in Pankow saß, das bekanntlich nach einem bolschewistischen Panzergeneral benannt wurde, sondern in Berlin-Mitte. *Schröder war dreimal auf Kuba, bevor er zum ersten Mal die Vereinigten Staaten besuchte,* und -ein weiterer Beweis für seine totalitären Neigungen - er raucht Havannas, keine Lucky Strike.

Bisweilen träumt Hintze von der *Ideallinie der Einheitswahl.* Aber hundert Prozent wird die CDU wohl nie gewinnen, denn *auch in Zukunft werden Wahlen nach dem vertrauten Verfahren durchgeführt.* Es braucht also auch heuer einen Wahlkampf Dazu fiel Hintze außer der üblichen Parteitagsrhetorik von *Innovationsakzeptanz,* Steuerreform und innerer Sicherheit nur zweierlei ein: Aufschwung und rote Socken. Diesmal läuft sogar *die Jobmaschine auf vollen Touren.* Das Geheimnis, warum der wirtschaftliche Aufschwung in der Ära Kohl pünktlich wenige Monate vor den Bundestagswahlen beginnt, um kurz danach wieder zu enden, haben die Theoretiker der kurzen und der langen Wellen der Konjunktur bisher nicht aufklären können.

Die Forderung der Grünen nach einer Erhöhung der Mineralölsteuer ließ sich vom Wahlkämpfer Hintze nicht recht verwerten. *Nach der Fünf-Mark-Benzinpreisschikane wollen grüne Politiker jetzt die Bezieher kleiner und mittlerer Einkommen um ihre Urlaubsfreude bringen. Eine Strafsteuer auf Urlaubsflüge bedeutet eine irrwitzige Bevormundung des Bürgers,* tönte er zwar, mußte sich aber am Ende beschämt von der Tankstelle trollen. Glücklicherweise erinnerte er sich rechtzeitig des alten Schlagers vom Aufhängen der roten Socken. Diesmal jedoch steht *die Kampagne unter dem Motto »Aufpassen Deutschland«, weil wir bundesweit vor der Gefährlichkeit einer Verbindung warnen wollen,* die nicht zustande kommen wird und die, käme sie zustande, niemandem gefährlich wäre. Hintzes Lagerwahlkampf wird längst auch von Parteifreunden kritisiert. Er koste im Osten mehr Stimmen, als er im Westen einbringt. Man müsse zwar die PDS angreifen, heißt es, dürfe aber ihre Wähler nicht beschimpfen.

Wie man die *Beseitigung von 40 Jahren Diktatur. Unrat und Mißwirtschaft* verbindet mit dem Respekt vor Befindlichkeit und Lebensleistung, demonstrierte der Berliner Senator Pieroth: »Die Erfahrung der Unfreiheit ist ein hinüberrettenswertes Element der DDR.« Womit er aber nicht gesagt haben will, sie könnte noch einmal gebraucht werden. Im Osten weigern sich die Parteifreunde, Hintzes Wahlplakate zu kleben. CDU-Politiker aus Baden-Württemberg verlangten bereits einen neuen Generalsekretär. Die »Bild«-Zeitung bescheinigt Hintze »einen Unterhaltungswert von null und eine Überzeugungskraft von minus 100« . So geht es denn im September um alles: Entweder siegt noch einmal die CDU, oder es droht *ein Linksbündnis aus Sozialdemokraten, roten Grünen und tiefroten PDSIern.* Für Hintze aber geht es wohl nur noch um eins: Wer wird ihn nach der Wahl entlassen! Noch Kohl oder schon Schäuble?

---

* alle kursiv gesetzten Passagen sind Zitate von Peter Hintze

Konkret 07/98, S. 15

Peter Hacks

Jetztzeit

VENUS UND STALIN

Sie, ihre Füße badend, trägt kein Kleid,
Das zu durchnässen sie vermeiden müßte.
Sie zeigt dem All in Sommerheiterkeit
Den Hintern und die weltberühmten Brüste.

Er, nebst noch einer Schreibkraft, prüft, erwägt,
Am Saum des Quellbachs hingestreckt, Berichte.
Damit sie Zephir nicht von dannen trägt,
Benutzt er Kieselsteine als Gewichte.

Gelegentlich läßt er das Auge ruhn,
Das väterliche, auf den prallen Lenden
Der Göttin, die, versunken in ihr Tun,
Ein Bein gewinkelt hebt mit beiden Händen.

Ein milder Glanz geht, eine stille Pracht
Unwiderstehlich aus von diesem Paar.
Die Liebe und die Sowjetmacht
Sind nur mitsammen darstellbar.

Konkret 07/98, S. 16

Otto Köhler

Heere im Arbeitskleid

50 Jahre DM um 20. Juni 1998. Gab es viel zu feiern? 0 ja. Und sogar mehr als ein halbes Jahrhundert,

»Wiewohl«, gibt die Bundeszentrale für politische Bildung aus der Berliner Freiheit 7 zu Bonn bekannt, »1949 das Geburtsjahr der Bundesrepublik Deutschland ist, erfolgte ihre politische Grundlegung als freiheitlich-demokratischer Rechts- und Industriestaat schon im Jahre 1948 mit dem Akt der Währungs- und Wirtschaftsreform in den westlichen Besatzungszonen.«

Vor dem Akt wurde eine Saat ausgebracht: »Die intellektuelle Saat für eine sozialverpflichtete neue deutsche Wirtschaftsordnung wurde indes schon in den Jahren 1943/44 gelegt, als Ludwig Erhard noch mitten in der Kriegszeit mit seiner Denkschrift >Kriegsfinanzierung und Schuldenkonsolidierung< führende Persönlichkeiten des Widerstandes mit seinen Überlegungen vertraut machte, wie der Übergang von der Kriegs- zu einer angestrebten Friedenswirtschaft bewerkstelligt werden könnte.«

Führende Persönlichkeiten des Widerstandes? Schon vor fünfzehn Jahren konnte man in KONKRET 2/83 und dann ausführlicher in KONKRET 7/94 (nachgedruckt in: Otto Köhler: *Hitler ging - sie blieben,* Hamburg 1996) lesen, was in dieser Denkschrift stand und wie der führendste Widerständler hieß, den Erhard mit dieser Denkschrift vertraut machte: Es war der Massenmörder und SS-Gruppentührer Otto Ohlendorf, der 1941-42 als Chef der Einsatzgruppe D rund 90.000 Männer, Frauen und Kinder umgebracht hatte und 1951 trotz aller Gnadengesuche gehenkt wurde.

»Die Deutsche Mark und die Soziale Marktwirtschaft. Die Währungsreform als Beginn einer schöpferischen Symbiose vor 50 Jahren«, so heißt die neueste Legende über den Widerständler Erhard und seine ebenso widerständige Denkschrift, die von der Bundeszentrale für politische Bildung zwecks »Unterrichtung und Urteilsbildung« am 5. Juni in der Beilage zum »Parlament« unters Volk gebracht wurde. Verfaßt hat sie ein Professor der Gesamthochschule Siegen namens Bodo B. Gemper, der sich auf eine frühere Tätigkeit auch - das erklärt wohl manches im DGB - als »Wissenschaftlicher Referent im Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften (WWI)« berufen kann.

Doch nun zum Sämann unserer Wirtschaftsordnung und zu seiner Saat. Einen Monat nachdem Goebbels im Februar 1943 mit seiner bekannten Proklamation (»Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt vorstellen können?«) den ehrlichen Jubel der Massen im Sportpalast ausgelöst hatte, formulierte Ludwig Erhard schon - seine Widerstands-Denkschrift stammt vom März 1943 - den Aufruf des Propagandaministers in der Sprache seiner Wissenschaft: »Der totale Krieg erfordert nicht nur die Aufstellung und Unterhaltung großer Heere im Waffenrock, sondern nicht minder den Einsatz großer Heere im Arbeitskleid, deren Arbeitskraft nur zum bescheidensten Teil der materiellen Lebensführung des Volkes dient, in der Hauptsache hingegen sich der Aufrechterhaltung und Steigerung des wirtschaftlichen Rüstungspotentials zuzuwenden hat. Aus diesem Grunde drängt der moderne Krieg zur räumlichen und volklichen Ausweitung, d. h. zur Mobilisierung der dem Einfluß und Machtbereich der kriegführenden Nationen unterliegenden menschlichen und sachlichen Produktivkräfte fremder Staaten und Völker. Dieser zusammengefaßte Leistungseinsatz ist entscheidend für die Widerstandskraft einer kriegführenden Nation ... «

Das steht bereits auf den Seiten 5 und 6 jener Denkschrift, die Ludwig Erhard zu seinem 80. Geburtstag - damals noch unwidersprochen - als Dokument seines Widerstandes ausgegraben und der Öffentlichkeit präsentiert hatte. Und von der der Geschäftsführer der Ludwig-Erhard-Stiftung Horst Friedrich Wünsche, der es besser weiß, letztes Jahr auch noch in der Festschrift zu Erhards Hundertstem behauptete: »Diese Denkschrift war natürlich nicht für die Machthaber des NS-Staates bestimmt, ganz im Gegenteil.«

Doch Wünsche schreibt es auf derselben Seite selbst: »Erhard wurde am 17. November 1944 zu einem Vier-Augen-Gespräch mit Otto Ohlendorf, dem ständigen Vertreter des Staatssekretärs im Reichswirtschaftsministerium geladen. Ohlendorf wußte von Erhards >völkischer Gesinnung<: Er bewundere Männer, die im Ersten Weltkrieg so große Tapferkeit bewiesen haben.« Und was Erhards Arbeit anbelange: Er habe gehört, daß Erhard »von allen Professoren die klarsten wirtschaftlichen Konzeptionen besitze, und er rechne mit ihm.«

Der Mörder von Tausenden von Juden - diese Ohlendorf-Eigenschaft kennt der Erhard-Stiftungsgeschäftsführer und verschweigt sie - durfte mit Erhard rechnen. Denn Ohlendorf konnte in der Denkschrift, die ihm Erhard persönlich überreichte, nachlesen, was Erhard schrieb: »Nicht das ist entscheidend und bedrohlich, daß während des Krieges die gesamte Kraft der Nation auf Kosten der Lebenshaltung den Erfordernissen des Krieges zugewandt wird. Solche Opfer wiegen leicht gegenüber der Gefahr, daß die Herabminderung der deutschen Produktivkraft durch Verschleiß und Zerstörung des sachlichen Produktivkapitals ein Ausmaß erreichen könnte, das das deutsche Volk in eine ihm artfremde Lebensführung zwingt.«

Auch das war die Aufforderung zum totalen Krieg, denn wer möchte schon ein artfremdes Leben führen? Zufrieden konnte der Judenmörder im Reichswirtschaftsministerium auch Erhards Bekenntnis zur massenhaften Zwangsarbeit in der Saatschrift unserer Wirtschaftsordnung nachlesen. Daß nämlich der »Einsatz großer Heere im Arbeitskleid« zu rekrutieren sei auch »aus den dem Machtbereich der kriegführenden Nationen unterliegenden menschlichen Produktivkräften fremder Staaten und Völker«.

Zuvor schon konstatierte Ludwig Erhard, »daß der Tatbestand hoher innerer Kriegsverschuldung unter keinerlei Betrachtung Anlaß zu abwertender Kritik« biete. Denn dafür hatte er in seiner wegweisenden Denkschrift von 1943 eine ganz einfache Lösung parat, doch davon später.

Unrichtig sei, schrieb schon 1986 der heutige Stiftungsgeschäftsführer Wünsche, »die Schriften Erhards aus der Zeit vor 1945 als weniger relevante, vielleicht gar noch als unausgegorene >Frühschriften< anzusehen.« Vielmehr liege in diesen Aussagen Erhards ein »zentraler Schlüssel zum Verständnis seiner Konzeption«, ja den »Frühschriften« Erhards sei »größte Bedeutung beizumessen«, schrieb Wünsche und folgerte daraus: »Wenn Erhard seit 1948 aufgrund wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Vorstellungen und Leitideen gehandelt hat, dann muß es Quellen dieser Vorstellungen geben.«

Inzwischen hat die Forschung - unbeachtet von den Gedenkschriften zu Erhards hundertstem Geburtstag im vergangenen Jahr und den Festreden zum DM-Jubiläum heute - die Saat untersucht, die Erhard zu Hitlers Zeit ausbrachte, die Quellen seiner Vorstellungen. Am geringsten Volker Hentschel, der eine dicke und kritische Biographie Erhards schrieb, in der allerdings die Zeit bis 1945 nicht einmal 25 von 712 Seiten einnimmt. Intensive Quellenarbeit über die NS-Zeit Erhards leistete seit 1995 Karl Heinz Roth mit Veröffentlichungen in seiner Zeitschrift »1999« und in einem umfangreichen Beitrag zum Dritten Band von Dietrich Eichholtz' *Geschichte der Deutschen Kriegswirtschaft.* Und auch Christian Gerlach hat 1997 in den *Beiträgen zur Nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik* grundlegende Funde aus Erhards Gutachter-Schriften gemacht.

Einer der radikalsten Antisemiten des NS-Staates war Josef Bürckel, der nach dem Anschluß Österreichs zum Gauleiter von Wien und schließlich zum Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich ernannt wurde. Er sorgte schon 1939/40 für brutale und schnelle Deportation der Juden aus Wien und betrieb die Arisierung der jüdischen Kleinbetriebe durch eine sogenannte »Rationalisierung«. Er setzte 1938 den 41jährigen Ludwig Erhard zur Evaluierung des gesamten Rationalisierungs- und Einverleibungsprozesses ein. Erhard war als Geschäftsführer des Nürnberger Instituts für Wirtschaftsbeobachtung auch insofern schnell sachverständig, weil sein Institut bald in arisiertem Besitz residierte.

1939 vollzog das Institut zur Wirtschaftsbeobachtung - wie Nürnbergs Bürgermeister Eickemeyer lobte - »einen weiteren Schritt auf dem Weg zur Entjudung in der Stadt der Reichsparteitage«, indem es drei neue Gebäude arisierte. Als Reichskommissar Bürckel nach der Eroberung Frankreichs zum Chef der Zivilverwaltung Lothringens aufstieg, wurde er wieder von Erhard beraten, der schließlich einen Dauerauftrag zur Überwachung der Reorganisation und Germanisierung der gesamten lothringischen Wirtschaft bekam. Das hat Karl Heinz Roth im Bundesarchiv herausgefunden - Erhard half mit seinen Expertisen nach Kräften beim Plündern in Lothringen oder beriet, wie er es nannte, »über die bei der Verwertung der volksfeindlichen Vermögens zu beachtenden Gesichtspunkte«. Damit war vor allem das Eigentum von Juden gemeint.

Im Stadtarchiv Nürnberg entdeckte Gerlach ein Dokument vom Dezember 1941, in dem sich Erhard gegen den Vorwurf verteidigte, die von ihm betriebene Art von »Arbeit« sei nicht so sehr wissenschaftlich: »Diese Einschaltung des Instituts aber in staatspolitische Aufgaben mag, auch wenn diese immer eine wirtschaftliche Problematik haben, in einzelnen Teilen wohl außerhalb des eigentlichen Aufgabenbereichs des Institutes liegen, aber ich erachte es als meine Pflicht, unsere Dienste dem Vaterland restlos zur Verfügung zu stellen, und kann mit Fug und Recht in Anspruch nehmen, daß das Gelingen in erster Linie mein persönliches Verdienst darstellt.« Gerlach: »Niemand zwang Erhard, solche Gutachten zu erstatten, sondern er drängte sich danach und war stolz auf seine Ergebnisse.«

Erhard selbst im September 1942: »Neben den Verbindungen zur praktischen Wirtschaft schuf ich auch alle Verbindungen zu den Organen der staatlichen Wirtschaftsführung.« Er konnte achtzehn Reichsminister aufführen und entscheidende Einrichtungen der Wehrmacht und der SS wie den Reichskommissar zur Festigung des deutschen Volkstums. Erhard: »Auf meine Initiative ist zurückzuführen ... die Ausweitung des Tätigkeitsbereiches des Instituts auf die Ostmark, das Protektorat, Elsaß-Lothringen und die neueingegliederten Ostgebiete. Mit Kriegsausbruch habe ich erreicht die Einreihung des Instituts in den Kreis der kriegswichtigen Betriebe und die Heranschaffung von Aufgaben, die diese Einordnung sachlich rechtfertigen.«

Roth bestätigt Erhards Eigenlob, indem er ihn auch auf Grund der in » 1999« gedruckten Sammlung von Erhardschen »Frühschriften« einen Ökonomen nennt, »der die Kriegswirtschaft der NS-Diktatur rückhaltlos bejahte und es sich zur Aufgabe machte, ihre Strukturen binnenwirtschaftlich wie annexionspolitisch zu effektuieren«.

Da ist etwa - »Vertraulich. Nur für den inneren Dienstgebrauch!« - der Vorbericht über »Die Wirtschaft des neuen deutschen Ostraumes« für die »Haupttreuhandstelle Ost« vom Juli 1941. Er macht deutlich, daß Erhard die Vernichtung der

polnischen Intelligenz nicht entgangen war, wenn er sie auch in der damals üblichen Weise umschrieb: »Nach der Evakuierung der sogenannten polnischen Intelligenz und der Ausschaltung der polnischen Betriebsführer aus dem wirtschaftlichen Leben« könne es »keine Bedenken mehr« dagegen geben, die wirtschaftlich Abhängigen »einkommensmäßig so zu stellen, daß sie nicht nur als Erzeuger, sondern auch als Verbraucher des Sozialprodukts in Frage kommen«.

Das war also - 1941, nach der Ausschaltung der gefährlichen Elemente - kein Konzept der Vernichtung durch Arbeit, wenngleich Erhard im Schlußwort seines Vorberichts seine Konzession (»kann wohl nicht darauf verzichtet werden, sie an den Fortschritten und der wachsenden Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit teilhaben zu lassen«) unter einen eindeutigen Vorbehalt zu stellen: »bei der zunächst fortbestehenden Notwendigkeit, sich der polnischen Elemente als Arbeitskräfte zu bedienen.«

Der in » 1999« abgedruckte Schlußbericht, den Erhard nach seinem Ausscheiden aus dem Institut nicht mehr direkt zu verantworten hatte, der aber auf seinen Vorgaben beruhte, arbeitete den Menschenvernichtungsplänen der Nazis zu, indem er bis zu 8,8 Millionen Polen als »überflüssige Masse« zur Disposition stellte. Er ging von einem »wirtschaftlichen Optimum« aus und stellte für das »ehemalige Polen« die »schwierige Situation« fest, daß es »auf dem flachen Lande 1,2 bis 2,2 Millionen Männer im Alter von 18-60 Jahren oder, die zugehörigen Familien eingerechnet, etwa 5 bis 8,8 Millionen Menschen zuviel« gegeben habe. »Diese überflüssige Masse stellte rund 25 bis 44 v. H. der gesamten Bauernbevölkerung Polens dar .. « Fazit für die »eingegliederten Gebiete«: »Die Hauptschwierigkeit, die sich darbietet, ist der bedauerlich große Anteil der polnischen Bevölkerung.«

Unter diesem bedauerlich großen Bevölkerungsanteil hatte Erhard bei seinen Inspektionen für die Haupttreuhandstelle Ost auch ganz persönlich zu leiden. Gerlach verweist darauf, daß er 1941 als wichtigste Änderung seines Arbeitsvertrages mit dem Institut eine einjährige Gehaltsfortzahlung im Krankheitsfall mit der Begründung forderte, er habe wegen der Arbeit an den Gutachten »in polnischen Quartieren schlafen oder in Wartesälen zwischen der polnischen Zivilbevölkerung übernachten« müssen, wodurch »ein Schutz vor Infektionskrankheiten nicht gewährleistet« gewesen sei. Und wenn er demnächst seine Arbeit auf dem Balkan fortsetze, werde es nicht anders sein. Gerlach: »Es gab kaum ein vom Reich annektiertes Gebiet, in dem er nicht tätig wurde.«

Seit der Annexion Österreichs hat Erhard, stellt Roth aufgrund seiner Archivfunde fest, vier Jahre lang in »kriegswichtigem Einsatz« zur Einbeziehung der annektierten Gebiete in die Kriegswirtschaft des NS-Staates beigetragen. Das führte schließlich zum Krach und zum Machtkampf im Nürnberger Institut für Wirtschaftsbeobachtung und der damit verbundenen Gesellschaft für Konsumforschung. Als 1942 Wilhelm Vershofen aus Altersgründen die Leitung abgab, wurde darum nicht Geschäftsführer Erhard, wie er es sich erhofft hatte, der Nachfolger. Er wurde vielmehr vor die Tür gesetzt.

Doch seine Freunde und Auftraggeber - »maßgebende Stellen« in Industrie, in der Reichswirtschaftskammer und im Reichsministerium für Bewaffnung und Munition - halfen ihm mit neuen Aufträgen. Und die Reichsgruppe Industrie stellte ihm zunächst 450.000, später nochmals 180.000 Reichsmark für den Aufbau eines neuen Instituts für Industrieforschung zur Verfügung. Unter der Anleitung des Reichsgruppenvizechefs Stahl arbeitete Ludwig Erhard in seinem neuem Institut für Industrieforschung dann schon bald an den Problemen der Nachkriegswirtschaft. Das wichtigste Ergebnis war die bereits erwähnte Denkschrift mit dem Titel »Kriegsfinanzierung und Schuldenkonsolidierung«, die, wie erwähnt, 1943 erschien. Wie noch nicht erwähnt, verlieh der Führer Ludwig Erhard im selben Jahr das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse.

Verdientermaßen: Das Hauptergebnis der Denkschrift nämlich war, daß der Besitz von Produktionsmitteln im kommenden Frieden unangetastet bleiben müsse, die Kriegsschulden aber auf das Volk umgelegt werden müßten, indem man seine Sparguthaben enteigne. Die Reichsgruppe Industrie, der heutige BDI, konnte sich gratulieren. Es hatte sich gelohnt. In einem Exposé über währungspolitische Maßnahmen für die Nachkriegszeit hatte sich Ludwig Erhard übrigens bei dem Massenmörder Ohlendorf im Reichswirtschaftsministerium selbst so vorgestellt:

»Die Reichsgruppe Industrie hat durch unmittelbare Unterstützung Herrn Dr. Erhards die Möglichkeit zur Begründung des Instituts für Industrieforschung gegeben, das im besonderen Maße berufen erscheint, die sich aus der wissenschaftlichen Diskussion ergebenden konkreten Aufgabenstellungen zu bearbeiten.«

Erhards langjähriger Weggefährte im Bundeswirtschaftsministerium, Karl Hohmann, hatte 1977 bei der Vorstellung der wiedergefunden Denkschrift denn auch betont, und er mußte es wissen: »Sie zu veröffentlichen haben wir uns entschlossen, weil es uns wichtig schien, erneut zu dokumentieren, daß die Politik der Sozialen Marktwirtschaft nicht ein Tabula-Rasa-Produkt der Stunde Null war oder sich gar auf ein Diktat der Besatzungsmächte gründete, sondern daß die theoretischen Grundlagen sehr viel früher erdacht wurden.«

Hohmann war dabei, damals im Stahl-Kreis der Reichsgruppe Industrie, der von Erhard geleitet wurde, und so fügte der getreue Hohmann hinzu: »Wenn heute die historische Forschung beginnt, die wirtschafts- und ordnungspolitischen Anfänge der deutschen Nachkriegsgeschichte aufzuarbeiten, wird sie unseres Erachtens nicht an dieser Publikation

vorbeigehen können, die zur Erhellung der Voraussetzungen, unter denen Ludwig Erhard nach 1945 antrat, und der Kontinuität, in der er sich verstand, Wesentliches beitragen kann.«

Einiges vom personellen Teil dieser Kontinuität hatten 1946 die US-Besatzungsbehörden erkannt, als sie Erhard aus seinem Amt als bayerischer Wirtschaftsminister entfernten, weil er zu viele Nazis mit hineingebracht hatte. In Bonn konnte die Besatzungsmacht so nicht mehr eingreifen. Karl Heinz Roth: »Mit Erhard hat die gesamte wirtschaftspolitische Beraterschicht der Nazidiktatur, die verwandte Doktrinen vertrat, Einzug in den westzonalen und später bundesdeutschen Verbänden und Spitzenbehörden der Wirtschaftspolitik gehalten und Entscheidungskompetenzen an sich gezogen.«

Im Februar 1977, zum 80. Geburtstag, richtete Hitlers höchst erfolgreicher Marinekriegsrichter Dr. Hans Filbinger als damaliger Ministerpräsident von Baden-Württemberg das Wort an Ludwig Erhard: »So haben Sie, sehr verehrter, lieber Herr Professor Erhard, ein Maß aufgerichtet, und wir, Ihre Nachfolger, werden daran gemessen werden, ob und wie es uns gelingen wird, die von Ihnen auf den Weg gebrachte Zukunft all den Kräften zu entreißen, die nichts sehnlicher wünschen, als daraus eine Vergangenheit zu machen.«

Und woher kommt eigentlich der in diesen Tagen wieder einmal so gefeierte Begriff »Soziale Marktwirtschaft«? Erhard-Stiftungs-Geschäftsführer Wünsche hat es in der Festschrift zum hundertsten Geburtstag in einiger Unschuld sowie einer Fußnote verraten. Er zitiert einen engen Mitarbeiter des SS-Führers Ohlendorf im Reichswirtschaftsministerium, Karl Günther Weiss, der in seinen Memoiren *(Der Weg aus den Weltkriegen in die Soziale Marktwirtschaft)* 1996 bekannte, der Begriff sei am 12. Januar 1945 in einer Besprechung mit Erhard geprägt worden. Und dann habe er, Weiss, als die Akten des Reichswirtschaftsministerium vor dem Feind aus Berlin abtransportiert wurden, selbst die Kiste beschrieben, die sämtliche Gutachten mit Nachkriegsplanungen enthielt. Nämlich so: »Soziale Marktwirtschaft«.

Neue Literatur zu Ludwig Erhard:

Ludwig Erhard 1897-1997 - Soziale Marktwirtschaft als historische Weichenstellung. Bewertungen und Ausblicke. Eine Festschrift zum hundertsten Geburtstag von Ludwig Erhard. ST Verlag GmbH, Düsseldorf *1997, 662 S., 98* Mark

Christian Gerlach: »Ludwig Erhard und die >Wirtschaft des neuen deutschen Ostraumes< Ein Gutachten aus dem Jahr *1941* und Erhards Beratertätigkeit bei der deutschen Annexionspolitik *1938-43«,* in: *Beiträge zur Nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik,* Bd. *13.* Verlag der Buchläden Schwarze Risse, Berlin, Rote Straße, Göttingen 1997, 294 S., 28 Mark

Volker Hentschel: *Ludwig Erhard. Ein Politikerleben.* Olzog Verlag, München 1996, 712 S., 78 Mark

Karl Heinz Roth: »Wirtschaftliche Vorbereitung auf das Kriegsende und Nachkriegsplanungen«, in: Dietrich Eichholtz: *Geschichte der Deutschen Kriegswirtschaft,* Bd. 111 1943-1945. Akademie Verlag, Berlin 1996, 804 S., 148 Mark

Karl Heinz Roth: »Das Ende eines Mythos. Ludwig Erhard und der Übergang der deutschen Wirtschaft von der Annexions- zur Nachkriegsplanung (1939 bis 1945)«

Teil 1 in: » 1999« 4/95, Teil 11 in: » 1999« 1/98, Dokumentenanhang in: »1999« 2/98 (erscheint im September)

Konkret 07/98, S. 20

Georg Fülberth

Non olet

Macht der Abschied von der D-Mark die Deutschen wieder zu »Idealisten«?

Vom christlichen Medium ...

Für Nichtlateiner: »Non olet«, das ist verdolmetscht: »(Geld) stinkt nicht.« Dies klingt anklägerisch - Reichtum habe oft eine schmutzige Quelle, die im Golde aber unsichtbar sei. Man kann es aber auch anders sehen, nämlich: Geld reinigt. Um das zu verstehen, ist ein tiefer Schluck aus der Pulle der Kirchengeschichte nötig. Ja, doch, der Kirchengeschichte, nach Max Weber.

Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt. So lehrte der päpstliche Ablaßhändler Tetzel und empörte damit 1517 den Mönch Martin Luther. Reichen Gaben wurde also die Fähigkeit zugeschrieben, Sünden zu tilgen, so daß sie nicht mehr olent (Präsens Plural: stinken). Das mußte konsequenterweise bedeuten, daß Reiche sich mehr Verfehlungen leisten konnten als Arme, denn sie verfügten über mehr Waschmittel.

Non licet! fuhr Luther dazwischen, nicht Knete rettet vor der Hölle, sondern Gnade.

Aber wer weiß, wer die hat?

Nur Gott allein, und der behält es für sich, bis du tot bist, und wenn du erst im Kessel mit siedendem Öl schmorst, wird dir klar, was von Anfang prädestiniert war: Du bist verdammt.

Natürlich hält so etwas kein Mensch aus. Deshalb rackerten sich Calvinisten und Puritaner in einem heiligmäßen Leben ab, um sich ihr Erwähltsein doch noch irgendwie selbst zu beweisen. Beruflicher Erfolg galt als ein Kriterium, doch wie ist der zu messen? Am ehesten noch objektiv, also quantitativ, dies aber in einem Mittel, das von allen gleich bewertet wird: Geld, erworben nicht durch Überlistung des lieben Nächsten, sondern durch Gewerbefleiß. Der Mammon durfte nicht auf die leichte Tour gewonnen, sondern er mußte unter Seufzen, Beten und Klagen zusammengekratzt sein.

Reich werden konnten damit nicht alle, sondern nur wenige, aber das war t.c. (= theologically correct), denn auch die fürs Paradies Auserwählten waren nur eine Minderheit im Vergleich zu den Verdammten. Diese himmlisch-höllische Relation konnte sich in der Produktion abbilden: Der nicht von der Belegschaft, sondern vom Herrn erwählte Prinzipal bekam den Mehrwert, die ohnehin verworfenen Proleten schufteten. War das Ergebnis erst einmal in Profit verwandelt, so galt auch für diesen: non olet. Die Lehre von Gottes Gnadenwahl erlaubte nach einiger Zeit - sagen wir einmal: nach ein paar Generationen - die Ansicht, die Gewinne der Erwählten müßten nicht von diesen selbst im Schweiße ihres Angesichts erarbeitet worden sein, sondern nur von den ohnehin Nichtsnutzigen.

Doch auch das war noch nicht das Ende der kapitalistischen Ideologie-Geschichte. Zuletzt trat an die Stelle der Höllenfurcht der Sachzwang. Profitmachen bedurfte jetzt nicht länger der theologischen Rechtfertigung. An deren Stelle traten Volks- und Betriebswirtschaftslehre.

... über die »antifaschistische« Weißwäscherei ...

So hätte es bleiben können, wäre nicht ab 1945 über ein einziges Volk der Erde wieder die Notwendigkeit der Gewissens-Entlastung gekommen, Das waren die Deutschen.

Den millionenfachen Judenmord hätten sie sich wahrscheinlich noch nachgesehen. Unverzeihlich wurde er für sie erst aufgrund der Tatsache, daß sie den Krieg verloren hatten. Ohne die Niederlage hätten sie ihr Verbrechen entweder vertuscht oder gefeiert. Jetzt ging das nicht mehr. Unlängst hat der eher konservative Althistoriker Christian Meier sich öffentlich darüber gewundert, weshalb die Deutschen nicht 1945 über die ganze Welt vertrieben und verstreut worden sind. Das wäre in der Tat noch eine milde Strafe gewesen. Sie blieb bekanntlich aus, weil dieses Volk im Kalten Krieg von beiden Seiten für sich reklamiert worden ist.

Für die siegreiche Sowjetunion und die SED war das Monopolkapital die erste und letzte Ursache der faschistischen Verbrechen. Durch seine Abwahl mit dem Volksentscheid in Sachsen vom 30. Juni 1946 war die große Reinigung für vollzogen erklärt: 77 Prozent der Abstimmenden votierten für die Enteignung der Kriegsverbrecher und Nazi-Begünstiger, worunter nun allerdings zu Recht die Patrone aller Großbetriebe verstanden werden durften. Zur Bußfertigkeit sahen die meisten Bewohner/innen von SBZ und (dann) DDR auch insofern keinen Anlaß, als sie den Sozialismus, der über sie verhängt war, als Strafe verstanden - und zwar als eine ungerechte, denn es mochte ihnen nicht einleuchten, weshalb sie allein mit diesem Übel geschlagen waren und nicht auch die Brüder und Schwestern im Westen. Deren Seelennot, so müssen wir annehmen, dürfte also größer gewesen sein.

Stellen wir uns, um harmlos zu beginnen, mal einen HJ-Buben oder eine BDM-Maid vom Jahrgang 1929 vor. Sie hatten an den Führer geglaubt, und nun hatte er verloren und war tot. Die Westmächte verübten seelische Grausamkeit, indem sie die zarten Gemüter der Halbwüchsigen nicht mit den Nachrichten über die deutschen Verbrechen gegen die Menschheit verschonten. Zugleich boten sie Schokolade und die Demokratie an, doch da es sich dabei ja um Wohltaten handelte, kamen sie dem Bedürfnis nach moralischer Entschuldung und nach dem Wegsehen nicht genug entgegen. Ja, ihre Milde hätte als eine besonders feine Form der Tortur empfunden werden können, hätten sie den Deutschen nicht zugleich gesagt, daß sie sie dringend brauchten: im Kampf gegen den Kommunismus.

Das verstanden die älteren Jahrgänge recht gut: die Kämpfer von NSDAP und SS, aber auch diejenigen Angehörigen der ehemaligen Wehrmacht, welche es einst ganz in Ordnung gefunden hatten, daß sie es im Westen, Süden, Norden und vor allem im Osten besser gehabt hatten als ihre Opfer. Die neue Konfrontation gab ihrem alten Engagement nachträglich einen Sinn, nämlich den alten.

Aber es war doch nicht mehr wie einst. Die Westmächte hatten mit den Deutschen den Antikommunismus, aber nicht deren bisherige nationale Ziele gemeinsam. Der Forderung nach Wiederherstellung des Reiches in den Grenzen von 1937 mochten sie aus Gründen der Höflichkeit und der neuen Waffenbrüderschaft nicht widersprechen. Aber das wäre ja nur die Reparatur eines 1945 eingetretenen Schadens gewesen und hatte gar nichts mit den Zielen zu tun, deretwegen Deutschland 1939 Polen und 1941 die UdSSR überfallen hatte. Und Rehabilitation für den Judenmord war von den Yankees ohnehin nicht zu bekommen. (Der Volksgenosse wußte, warum das so war, schwieg aber schlau.) Deshalb wurde die letzte Rechtfertigung - wie einst bei den Calvinisten - im wirtschaftlichen Erfolg gesucht. Er stellte sich zunächst - falsch - als die Rettung des nackten Lebens dar.

Bomber-Harris hatte den Deutschen im Zweiten Weltkrieg zwar schweren leiblichen Tort angetan, zugleich aber ein bißchen für ihr Seelenheil gesorgt - das gleiche Verdienst erwarben sich Russen, Polen, Serben, Ungarn, Tschechen und Slowaken: Zertrümmerte deutsche Städte, Flucht und Vertreibung - durfte, wer als Opfer derlei vorzuweisen hatte, nicht auch ein bißchen aufrechnen und für sich geltend machen, schon genügend Strafe (so sie denn fällig gewesen sein sollte) abgekriegt zu haben?

Selbst wenn Theologen und Moralphilosophen mit ihrer Absolution noch ein bißchen im Verzug gewesen sein sollten: Aufgeräumt und wiederaufgebaut mußte allemal werden. Deutschen und US-amerikanischen Denkern war gerade die Totalitarismus-These (»Rot = Braun«) eingefallen. Wer mit der Nazi-Vergangenheit brechen wollte, erinnerte sich daran, daß es sich dabei ja um einen National-Sozialismus handelte, weshalb der Neubeginn ein privatwirtschaftlicher zu sein hatte. Das individuelle Gewinnstreben durfte deshalb als praktischer Antifaschismus gelten.

Deutlichstes Symbol des Bruches war die Ersetzung des Geldes, welches noch Eva Braun benutzt hatte, um für Adolf Hitler vegetarisch einzukaufen: der Reichsmark, durch die D-Mark 1948. Wer sie bei sich anhäufte, lieferte den sichtbaren Beweis, daß er nicht von der alten Sorte war, sondern - Der Neue Mensch.

Die Gesinnung, welche sich nun Bahn brach, wurde von der Gruppe 47 und anderen Schöngeistern als materialistisch gebrandmarkt. Sie konnte aber nachgerade als Produkt einer Läuterung geachtet werden, wenn man den Deutschen das glaubte, was sie immer wieder von sich selbst erzählten: Sie seien in der Vergangenheit ein Volk des »Idealismus« gewesen. Darunter verstand man nun allerdings nicht die Denkrichtung von Kant, Fichte und Hegel, sondern tölpelhafte Selbstlosigkeit. Deutsch sein, so hatte irgendeiner gelehrt, heiße, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun. Und wer so spinnt, galt im Alltagsverstand als ein »Idealist«.

Der Raub von anderer Leute Rohstoffen und Land 1939-1945 war nun allerdings eher materialistisch zu erklären, und die Arisierung jüdischer Läden durch ihre »arischen« Konkurrenten ebenso. Soweit man das ab 1945 wieder herausrücken mußte, schien die Mühe des Raffens vorher allerdings für die Katz gewesen zu sein, also das typische Beispiel einer Sache, die um ihrer selbst willen getan wurde.

Um genau zu sein, ist hier hinzuzufügen, daß nicht alles, was bis 1945 geraubt worden war, herausgerückt werden mußte. Die Werte zum Beispiel, welche Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter schufen, blieben ja im Land (so weit dieses westlich von Oder und Neiße lag) und westlich der Elbe sogar bei den alten Eigentümern. Dennoch schien zumindest im Trümmejahr 1945 der Saldo eher mickrig, wenn nicht sogar negativ, weshalb Leute, die mit der Wurst nach dem Schinken geworfen hatten, sich selbst als Idealisten beschimpften, denen so etwas nicht wieder passieren sollte.

Also wurden sie praktische Materialisten, und die Inbrunst, mit der sie sich dem Geldverdienen widmeten - also einer Beschäftigung, die man vorher, obwohl man sie ebenfalls trieb, als »jüdisch« verteufelt hatte -, zeigte den Grad der Läuterung. Die Deutschen hatten aufgehört, gefährliche Idealisten zu sein, sie hielten sich ans Reelle.

So vollzog sich das Herüberwachsen des westlichen Teils der Nation aus dem Knobelbecher ins Zivilgesellschaftliche. An die Stelle von Raub und Plünderung traten Wachstum und Fleiß, und der Zugewinn wurde in Geld gemessen.

Damit die D-Mark als allgemeiner gesellschaftlicher Bezugspunkt akzeptiert wurde, mußte sie stabil sein, und dies aus zwei Gründen: Erstens: Nur solches Geld, das an Wert nicht verlor, konnte als Symbol individueller Bewährung gelten. Das ist allerdings auch noch ein bißchen »idealistisch« gedacht. Geld, das nur Geld ist, wäre ja wieder »eine Sache um ihrer selbst willen«. Deshalb mußte - zweitens - garantiert sein, daß man für die D-Mark sich auch etwas leisten konnte: zum Beispiel Autos kaufen oder Häuser bauen.

Der Genfer, niederländische, angelsächsische oder nordamerikanische Calvinist brauchte keine Instanz, die ihm seine Erwähltheit bestätigte: Sein Gewissen wurde beim Blick in die gefüllten Geldtruhen beruhigt. Daß jeder einzelne dies für sich selbst tun konnte, machte das Individualistische, ja fast schon Freiheitliche dieser Gesellschaften aus.

So selbstbewußt waren die Deutschen nie. Sie brauchen eine obrigkeitsstaatliche Instanz, die ihnen sagt, ob ihr Geld gut ist. Das ist die Bundesbank. Sie schützt die Währung vor Inflation. Das Hochhalten von Werten war in der idealistischen Zeit der Job der Kirchen und ihnen ähnlich erachteter Instanzen - z. B. von Dichtem und Denkem -gewesen. Nun wuchs die Bundesbank in diese ehemals theologische (oder auch nur quasi-geistliche) Funktion ebenso hinein, wie das Bundesverfassungsgericht die Rolle des Ersatz-Monarchen übernommen hatte. Sie verschaffte sich Respekt durch die Strenge, mit der ihre Geldmengen-Politik den begehrten Stoff knapp hielt.

Am Führungspersonal der Deutschen Bundesbank ließ sich die Transformation des Deutschen Wesens gut studieren. Übrigens besteht sie erst seit 1957. Vorher hieß sie »Bank deutscher Länder«. Nachdem die Bundesbank aber einmal gegründet war, bekam sie sofort einen alten Nazi zum Präsidenten: Karl Blessing war Mitglied des »Freundeskreises Reichsführer SS Heinrich Himmler« gewesen. Einer seiner späteren Nachfolger, Emminger, war am 1. Mai 1937 der NSDAP beigetreten und hatte die Mitgliedsnummer 5.226.547 erhalten. Seine Dissertation vom Anfang der Nazi-Herrschaft hat er so gut versteckt, daß er sie schließlich selbst nicht mehr fand und sie in seinen Memoiren als verschollen meldete. Beide Ex-Faschos redeten in ihrer Bundesbank-Funktion nur noch von der Geldwert-Stabilität, als hätten sie niemals etwas anderes im Kopf gehabt. Die Sozialdemokraten Karl Klasen und Karl Otto Pöhl, welche 1970-1977 und 1980-1991 dieses Amt versahen, unterschieden sich von ihnen nicht.

Emminger aber rief immer wieder dazu auf, eine nationale Schande, gleichsam ein zweites Versailles, zu tilgen. Das war Bretton Woods. 1944 war der Dollar zur internationalen Ankerwährung erklärt worden. Wer ihn in Gold umtauschen wollte, bekam es, und alle anderen Währungen standen in einer festen Parität zu ihm, in welcher jeder angebotene Dollar zwangsweise einzuwechseln war. Da die tüchtigen Deutschen aber seit 1952 hohe Export-Uberschüsse hatten, schwammen bei ihnen viele Devisen, darunter eben auch Dollars, an Land und mußten in DM konvertiert werden, so daß Inflationsgefahr drohte. Ergriff die Bundesbank Maßnahmen zur Stabilisierung - z. B. durch einen hohen Diskontsatz und eine Erhöhung der Mindestreserve -, saugte sie noch mehr Valuta an und mußte dafür gute Deutschmark, die dadurch schlechter werden konnte, auf den einheimischen Markt werfen. Aufwertungen 1961 und 1969 konnten nur zeitweilig Linderung schaffen.

Ab 1967 kriegten die Frankfurter Tugendwächter mit, daß die flatterhaften US-Amerikaner ihre Sozialreformen und den Vietnam-Krieg finanzierten, indem sie ihre Importe mit Papierdollars bezahlten, welche sie gar nicht mehr mit Gold decken konnten. Das zunehmend schlechtere Yankee-Geld kam nach Deutschland und heizte, in D-Mark umgetauscht, die Inflation an. Ex-Pg. Ottmar Emminger, damals noch Vizepräsident der Bundesbank, hatte in Denkschriften schon seit einem Jahrzehnt den Freiheitskampf seines Instituts gegen die Ausbeutung aus Übersee gefordert. 1971 siegte er: Nixon warf das Handtuch und kündigte die automatische Gold-Einlösungspflicht des Dollars auf.

1972 vereinbarte die EWG die »europäische Währungschlange«: Die Mitglieds-Währungen mußten eine fixierte Bandbreite von plus/minus 2,25 Prozent untereinander einhalten und floateten gegenüber dem Dollar innerhalb eines Limits von plus/minus 4,5 Prozent. Im März 1973 gewann Emminger die zweite Durchbruchsschlacht: Bretton Woods war endgültig erledigt. Die 4,5-Bandbreite wurde aufgehoben, das Verhältnis der weiterhin untereinander verbundenen westeuropäischen Währungen zum transatlantischen Spielgeld bestimmte sich ausschließlich nach Angebot und Nachfrage auf den Devisenmärkten.

Die befreite Bundesbank konnte nun, der äußeren Zwänge ledig, nach innen so wirtschaften, wie sie es für richtig hielt, und das produzieren, was ihrer Meinung nach die »überhitzte« deutsche Wirtschaft am dringendsten benötigte: Arbeitslose. Superman Emminger wurde noch für zwei Jahre - 1977-1979 - selbst Bundesbankpräsident. Am Ende seiner Amtszeit erlebte er einen neuen Triumph: Die USA übernahmen die Prinzipien der BRD-Geldmengenpolitik.

Danach kamen goldene Jahre -nicht für Löhne und Beschäftigung, aber für die währungspolitische westdeutsche Dominanz. In ihrem Heldenepos *Die D-Mark. Eine deutsche Wirtschaftsgeschichte* sprachen die beiden »FAZ«-Wirtschaftsredakteure Roeper und Weimer von einer »soliden Führungsrolle« der Bundesrepublik in der Geldpolitik. Es war einfach ein echt geiles Gefühl, wenn auf einer Geheimkonferenz 1985 im New Yorker Plaza-Hotel eine Deckelung des Dollar-Marktkurses beschlossen wurde und zwei Jahre später in Paris die gleiche Runde die Aufpäppelung des inzwischen geschwächten US-Geldes vereinbaren konnte. Wenn in den neunziger Jahren die italienische Lira und das britische Pfund

zu Boden gingen, dann waren die Spekulationen des Herrn Soros nur die eine Seite der Sache. Der Investmentfonds-Magnat hat selbst eingeräumt, daß er damals nur deshalb so erfolgreich operieren konnte, weil ihm die Bundesbank nicht das Handwerk legte (was sie hätte tun können). Den französischen Franc hat sie zwar durch große Aufkäufe gestützt, aber auch damit zeigte sie, wer Chef im Ring ist.

... zur Verteidigung des letzten deutschen Wesens

Mit dieser Herrlichkeit könnte es vorbei sein, wenn am 1. Januar 1999 der Euro kommt. Jedenfalls fürchtet dies der gegenwärtige Präsident der Deutschen Bundesbank, Tietmeyer (CDU). Die Funktionen seines Hauses werden an eine Europäische Zentralbank übergehen. Die wird zwar in Frankfurt/Main logieren, aber ihr erster Chef wird kein Deutscher sein. Zwar soll sie ebenso regierungsunabhängig werden wie die Bundesbank, aber das bedeutet immer noch nicht, daß sie - trotz aller Lippenbekenntnisse - das Geld so stabil halten wird wie diese. Denn eine solche Instanz hat auf Dauer nur genügend Autorität, wenn ihre Diktatur auf ein Volk trifft, das diese will.

Die Deutschen konnten ein Vierteljahrhundert lang - seit 1973 - den anderen Europäern zeigen, wos langgeht - und zwar so sehr, daß diese neuerdings heucheln, sie seien an Stabilität ebenso interessiert wie die Vormacht. Sobald die Fremdstämmigen in den Institutionen der Europäischen Zentralbank gleichberechtigt sind, werden sie sich nicht mehr schuriegeln lassen wie bisher. Das ängstigt zumindest Tietmeyer und die ökonomische Redaktionstrompete der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland«, Hans D. Barbier. Vielleicht fürchten sie sogar, die Deutschen würden, nachdem man ihnen den monetären Gewissens-Anker genommen hat, wieder »Idealisten« werden.

Oder sie erinnern sich an jene, auch von uns vorstehend schon erschreckt erwogene Frage des Althistorikers Meier, weshalb ihr Volk 1945 nicht einfach aufgelöst worden sei. Ein solches Schicksal blieb den Deutschen zwar erspart, aber es wurde simuliert. Die Strafe - Zerstreuung in alle Winde - wurde zwischenzeitlich durch Phantom- und Partialauflösungen ersetzt: durch Vertreibungen aus dem Osten, vierzigjährige staatliche Teilung, zeitweiligen Souveränitätsverzicht auf ausgewählten Gebieten zugunsten internationaler Institutionen (Montanunion, Nato, EWG). Darüber ist man inzwischen weitgehend hinweg. Und nun droht doch wieder eine Auflösung eines deutschen Wesens, nämlich der monetären »Identität«.

Und Bitburg?

An dieser Stelle meldet sich Klein-Thorsten von der Autonomen Antifa und protestiert. Das Ganze sei ihm viel zu ökonomistisch. Wo bleibe denn da die faschistische Gefahr? Diese habe sich mehrmals schon im deutschen Geschichtsrevisionismus enthüllt: Bitburg 1985, Nolte 1986 ff.: Das seien alles Versuche gewesen, einen Schlußstrich zu ziehen, um ein drittes Mal den Griff nach der Weltmacht zu wagen. Was solle im Vergleich dazu das viele Reden vom Geld?

Klein-Antje vom Grünen Jugendbündnis, Thorstens Zwillingsschwester, widerspricht: Es bestehe keine Gefahr. Die Deutschen seien inzwischen friedliche Weltbürger der Zivilgesellschaft geworden. Schließlich sei Nolte nicht durchgekommen. Und Goldhagen habe gerade den »Demokratiepreis« der »Blätter für deutsche und internationale Politik« gekriegt.

Wer hat recht?

Niemand von beiden, wenn man die D-Mark außer acht läßt. Beide, wenn sie dieselbe in Rechnung stellen. Klein-Thorsten müßte lernen, daß die gegenwärtige Großmachtrolle Deutschlands vor allem eine ökonomische ist und eines Faschismus nicht bedarf. Klein-Antje wird vielleicht nie begreifen, daß die Verzivilgesellschaftlichung des Deutschen Wesens mit Hilfe der D-Mark erfolgte. Vielleicht kann ihr Held Goldhagen es ihr verklaren. Mehrmals hat er betont, die Deutschen seien einst böse gewesen, aber jetzt seien sie gut. Warum? Früher hatten sie Reichsmark, jetzt haben sie D-Mark.

Was aber passiert, will Thorsten wissen, wenn man ihnen die wieder wegnimmt?

Gute Frage.

Nachdruck aus: *Fünfzig Jahre Deutsche Mark.* Herausgegeben von der Landesarbeitsgemeinschaft der Kulturinitiativen und soziokulturellen Zentren Hessen e.V. (LAKS Hessen e.V), Elefanten Press, Berlin 1998

Konkret 07/98, S. 24

Korinna Klasen, Frank Schneider

Vom Rand in die Mitte

Die DVU des Nazi-Verlegers Gerhard Frey ist keineswegs die stärkste der braunen Parteien. Die fast vergessene NPD erlebt ein Comeback (fremdländisch für: Rückkehr)

Viertausend Nazis hatten sich am 1. Mai zum »Großkampftag des Nationalen Widerstands« vor dem Leipziger Völkerschlacht-Denkmal versammelt. Daß es ausgerechnet die NPD (»Nationaldemokratische Partei Deutschlands<o und ihre Jugendorganisation JN (»Junge Nationaldemokraten«) sein würden, die diese größte neonazistische Kundgebung seit Mitte der 70er Jahre zusammenbringen sollten, hätten Beobachter der rechten Szene noch vor wenigen Jahren für undenkbar gehalten. Der Verein schien seine Zukunft, die ihm die 60er mit Wahlergebnissen bis zu 9,8 Prozent, mit 28.000 Mitgliedern und Abgeordneten in sieben Landtagen versprachen, lange hinter sich zu haben. In den 80er Jahren war die NPD zu einer rechten Splitterpartei mit knapp tausend Mitgliedern zerfallen.

Der Umschwung kam mit der Wahl Günther Deckerts zum Vorsitzenden. Der als Leugner des Holocaust bekannt gewordene Lehrer bemühte sich, das Image der NPD als Stammtisch Ewiggestriger abzulegen und sie als nach allen Seiten offene rechtsextreme »Kampfpartei« zu profilieren. Der Versuch, mit neugegründeten Landesverbänden in den ostdeutschen Bundesländern vom ersten Boom rechtsextremer Propaganda und Aktivitäten dort zu profitieren, blieb jedoch zunächst erfolglos. Zu groß war die Anziehungskraft militanter Sammlungsorganisationen wie der »Deutschen Alternative« auf das rechtsextreme Potential im Osten, als daß eine Partei abgehalfterter Altnazis für tatendurstige Jungnazis attraktiv gewesen wäre. Erst als 1992 die »Nationalistische Front« und die »Nationale Offensive« und drei Jahre später die »FAP« verboten waren, wurde die NPD für diese Klientel interessant.

Ihr seit 1996 amtierender Parteichef Udo Voigt, Politologe und Hauptmann der Reserve, ließ sofort alle Beschlüsse aufheben, die es NPD-Mitgliedern untersagt hatten, zugleich offen nazistischen Gruppen anzugehören. Durch Anbindung an die rechte Jugendsubkultur und Nazimusikszene in den ostdeutschen Kleinstädten gelang es ihm, die Basis seiner Partei zu erweitern. Den Weg für diese Öffnung hatte die NPD-Jugendorganisation JN gebahnt: Deren Hauptaufgabe - die Schulung von Führungskadern für das gesamte rechtsextremistische Spektrum - definierte der mühelos zur NPD übergewechselte ehemalige Führungsfunktionär der Nationalistischen Front Steffen Hupka aus Quedlinburg bei einer internen JN-Schulung vor zwei Jahren nach Angaben des »Antifaschistischen Info-Blattes« wie folgt: »Neben der natürlichen Auslese, die Mitläufer von politischen Aktivisten trennt, braucht die Organisation geschulte und konstruktiv arbeitende Führungskräfte. Eine straff geführte Organisation, wie wir sie in unserem revolutionären Befreiungskampf brauchen, funktioniert aber nur dann, wenn das Gerüst dieses Personenzusammenschlusses auf einer natürlichen Hierarchie aufgebaut ist ... Dieses hierarchische Verhaltensmodell ist deshalb nichts neues, sondern gerade für uns Nationalisten Grundvoraussetzung unserer gesamten nationalen Wertewelt.«

Ziel der JN ist es, »die disziplinierteste und revolutionärste Kampforganisation in Deutschland zu werden«. Hupka, der mittlerweile neben einem Sitz im NPD-Bundesvorstand auch die Führung des NPD-Landesverbandes in Sachsen-Anhalt übernommen hat, gibt in unregelmäßigen Abständen konkrete Handlungsanweisungen an den Nachwuchs aus: Die jungen Nationalisten sollen sich um eine militärische Ausbildung bei der Bundeswehr bemühen, Namen und Adressen aller potentiellen Feinde - von bekannten Antifaschisten über kritische Gewerkschafter und Journalisten bis hin zu Parteipolitikern und Staatsanwälten - sammeln und sich ansonsten in Wehrsport und Disziplin üben.

Zwar sind in den letzten 20 Jahren prominente JN-Mitglieder wie der »Neonazisprengmeister« Peter Naumann aus Wiesbaden immer wieder durch Terroraktionen aufgefallen, doch aktuell setzt man bei den JN auf Straßenkampf statt Untergrund. Mitte der 90er Jahre begann die Jugendorganisation der NPD, die Führung der Aufmärsche zu übernehmen, die seit 1987 alljährlich zum Todestag des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß im August hunderte Neonazis aus dem gesamten Bundesgebiet und aus Westeuropa auf die Straße bringen. Außerdem trat die NPD-Jugend die Nachfolge der FAP bei der Mobilisierung und die Anmeldung von neonazistischen Aufmärschen zum 1. Mai an. Hatten die ersten Aufmärsche der FAP mit 100 Teilnehmern in Berlin 1992 und 1994 noch kläglich im Steinhagel von Antifaschisten geendet oder waren von der Polizei aufgelöst worden, gelang es den JN am 1. Mai 1996 dank des Parteienprivilegs sowie der Schützenhilfe des Berliner Innensenators Jörg Schönbohm, der Berliner Polizei und des örtlichen PDS-Bezirksbürgermeisters rund 300 Neonazis unter Führung des Berliner JN-Funktionärs Andreas Storr ungestört mit wehenden Fahnen und der Forderung »Deutsche Arbeitsplätze für Deutsche« durch die PDS-Hochburg Berlin-Marzahn marschieren zu lassen.

Mittlerweile veranstalten die JN an jedem zweiten Wochenende zeitgleich einen oder mehrere Naziaufmärsche in bundesdeutschen Klein- und Großstädten. Damit wollen sie dem Nachwuchs und den Sympathisanten aus der rechten Jugendsubkultur identitäts- und gemeinschaftsstiftende Erlebnisse bieten und sowohl der eigenen Klientel als auch den klammheimlichen Sympathisanten und der teilnahmslosen Bevölkerungsmehrheit die Legitimität rechter Parolen als

Bestandteil »deutscher Normalität« demonstrieren. Die Teilnehmerzahlen reichen dabei von einigen hundert Skinheads und wenigen Neonazikadern - wie bei den regionalen Aufmärschen am 14. März dieses Jahres in Saalfeld und Lübeck - bis zu den 5.000 Alt- und Jungnazis samt CSU-Anhängern, die im März 1997 in München gegen die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1945« des Hamburger Instituts für Sozialforschung aufmarschierten.

Die Kampagne gegen die Wehrmachtsausstellung hat sich als erfolgreichstes Bindeglied zwischen dem neonazistischen Spektrum innerhalb der NPD und dem rechtsextremen Lager erwiesen und die NPD ihrem selbstgesteckten Ziel, »vom Rand in die Mitte der Gesellschaft« vorzudringen, durchaus näher gebracht. Während die Partei ihren alten Anhang im Westen mit revisionistischen Kampagnen bedient, zu denen sie auch gerne auf den verurteilten Naziterroristen Manfred Roeder als Gastredner bei Parteitagen und Veranstaltungen zurückgreift, lockt sie junge Zuhörer im Osten mit Kampfansagen an das »internationale Großkapital« und dem Bekenntnis zu einem »nationalen Sozialismus« (so Udo Voigt in Leipzig). Die Parolen kommen an: 1997 konnte die Partei ihre Mitgliederzahl um rund 1.600 neue Mitglieder auf mittlerweile über 4.500 steigern. Einsame Spitze bei dieser Entwicklung ist der NPD-Landesverband Sachsen, der, geführt von dem arbeitslosen Schriftsetzer Jürgen Schön, die Zahl seiner Mitglieder von knapp 200 im Jahr 1994 auf derzeit über 1.200 steigern konnte.

Zwei Drittel der neuen Parteigenossen sind jünger als 30 Jahre, gehören also zu der Altersgruppe, die in Sachsen-Anhalt zu einem Drittel die rechtsextreme DVU gewählt hat. Die NPD hatte die notwendigen 1.000 Unterschriften zur Wahlzulassung knapp verfehlt. Zu den Bundestagswahlen will die NPD jedoch flächendeckend antreten, und bei den bevorstehenden Kommunalwahlen in Brandenburg und den Landtagswahlen in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen hofft die Parteispitze durchaus auf parlamentarische Erfolge: In Sachsen scheint dies angesichts der Tatsache, daß die NPD dort mittlerweile über mehr Mitglieder als der Landesverband von Bündnis 90/Die Grünen verfügt, durchaus nicht unrealistisch. Und im Flächenland Brandenburg, das in der bundesweiten Statistik rassistischer und rechtsextremer Straftaten gleich nach Mecklenburg-Vorpommern an der Spitze liegt, kann die NPD auf ein ausgedehntes Netz neonazistischer Kameradschaften mit einigen hundert Sympathisanten aus dem Umfeld der aufgelösten militant-neonazistischen Sammlungsorganisation »Die Nationalen e.V« zurückgreifen. Deren Vorsitzender, das ehemalige CDU-Mitglied Frank Schwerdt, der sich seit Anfang der 90er Jahre als »Talentesucher« der Neonaziszene vor allem in den ostdeutschen Bundesländern einen Namen gemacht hat, vertritt offensiv die Zusammenarbeit zwischen dem militanten Neonazispektrum und der NPD und sitzt mittlerweile im Bundesvorstand der Partei. Nebenher betreibt Schwerdt, der in den kommenden Wochen eine neunmonatige Haftstrafe wegen Verbreitung nationalsozialistischen Propagandamaterials antreten muß, zusammen mit dem harten Kein der Berliner Neonaziszene den Aufbau einer »Arbeitsgemeinschaft nationaler Sozialisten in- und außerhalb der NPD«, die sich kurz AGNS nennt. Auf den Internet-Seiten der von Schwerdt herausgegebenen »Berlin-Brandenburger Zeitung« (BBZ) droht die AGNS den »totalen Widerstand« gegen »das System« für den Fall weiterer staatlicher Verbote von Neonaziorganisationen an. Für den »legalen Weg« habe die AGNS sich nicht »entschieden, weil sie den Parlamentarismus als Allheilmittel ansieht, sondern weil es für militante Aktionen im Volk kein Verständnis und keine Basis gibt«.

Uneins ist die Partei darüber, ob sie sich lieber als »nationale außerparlamentarische Opposition« verstehen oder auf Wahlerfolge aus sein soll, wozu es der NPD nach der Meinung von Verfassungsschützern an einer populären Führungsfigur mangelt; auch fehlen ihr angeblich die finanziellen Mittel, um endgültig die Führung im rechtsextremen Lager übernehmen zu können. Entscheidend wird jedoch sein, ob es der NPD gelingt, sich innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft dauerhaft so zu etablieren wie etwa in Zwickau, wo der Stadtjugendring dazu einlädt, die Forderung »Deutsche Arbeitsplätze zuerst für Deutsche« gemeinsam mit Vertretern von CDU und SPD und Funktionären der JN zu diskutieren.

Korinna Klasen und Frank Schneider arbeiten als freie Journalisten zum Thema Rechtsextremismus

Konkret 07/98, S. 26

Pascal Beucker

Flotter Dreier

Gerhard Schröder hat im Kampf um die Kanzlerschaft zwei Genossen, die auch nichts anderes im Kopf haben als er: die Karriere

Der Politikwechsel kommt, die New SPD ist auf dem Weg: »Unser Leitbild vom Sozialstaat ist nicht das Ruhenetz, sondern das Trampolin, das auffängt und in Eigeninitiative zurückfedert.« Der Sozialdemokrat Bodo Hombach nimmt bei seiner Kritik an der CDU/CSU/FDP-Koalition kein Blatt vor den Mund: »Die schlimmste Grausamkeit der Bundesregierung ist ihre Konfusion und ihre ökonomische Konzeptionslosigkeit.« Das gesamte staatliche Handeln müsse »sich daran messen, ob es aktiviert, Eigeninitiative fördert und Selbständigkeit unterstützt«.

Der Zwei-Zentner-Mann, »Schröders Denkfabrik« (»Bonner General-Anzeiger«), weiß, was Modernität heißt: »Wenn wir unsere Gesellschaft erneuern und zukunftsfähig machen wollen, dann brauchen wir eine offene, neugierige, pragmatische SPD, die dem Hang zum linken Populismus widersteht und nicht einer Reideologisierung in der Wirtschaftspolitik verfällt.« Eine unideologische sozialdemokratische Wirtschaftspolitik heißt, die richtigen Zukunftsfragen zu stellen. Beispielsweise: »Was würde wohl Erhard heute tun?« Er hätte wieder Visionen: »Wer Erhard studiert hat, fragt sich: Liegt in ihm nicht die Chance für ein sozialdemokratisches Politikmodell, das dem Dirigismus abgeschworen, sich vom nostalgischen Sozialismus gelöst hat?«

Ein entschlossener Verfechter des neuen sozialdemokratischen Politikmodells ist auch der 57jährige Wolfgang Clement. Er sei zwar »im Gerechtigkeitsdenken aufgewachsen, nur: die Antworten auf die Fragen nach der Gerechtigkeit liegen im wirtschaftlichen Erfolg.« Der neue nordrhein-westfälische Ministerpräsident will sein Bundesland »als wirtschaftliches Kraftzentrum« unschlagbar machen. »Nach jahrelangem Abstiegskampf in der Bundesliga«, schreibt die »Woche« über den passionierten VfL-Bochum-Fan, »strebt er mit Nordrhein-Westfalen die europäische Champions League an.« Wenn seiner Politik gefolgt werde, verspricht Clement, schaffe er »eine Halbierung der Arbeitslosenzahl bis 2005« in Nordrhein-Westfalen.

Von linker Gedanken Blässe war Clement nie angekränkelt, obwohl seine Karriere zu legendärer Zeit begann. Nach dem ersten juristischen Staatsexamen geht der Sohn eines Baumeisters 1968 als politischer Redakteur zur »Westfälischen Rundschau«. Schon während seines Studiums hatte er dort ein Volontariat absolviert. Schnell avanciert der als unideologisch und pragmatisch geltende Clement zum stellvertretenden Chefredakteur. In die SPD tritt der ehemalige Meßdiener 1970 ein - die Ostpolitik Willy Brandts hat es ihm angetan.

Elf Jahre später beginnt sein politischer Aufstieg. Willy Brandt macht den ehrgeizigen Journalisten zum SPD-Vorstandssprecher. Im Juni 1985 erfolgt die Beförderung zum Stellvertreter des Bundesgeschäftsführers Peter Glotz. Es ist die Zeit des Kanzlerkandidaten Johannes Rau. Clement gilt als sein Gewährsmann in der Baracke. Zusammen mit Bodo Hombach entwirft er einen »Wahlkampf mit Herz« (Hombach) für »Bruder Johannes«. »Versöhnen statt spalten« lautet die schlichte Botschaft, mit der die SPD-Wahlkampfstrategen »in die CDU-Wählerschaft eindringen« (Clement) wollen und gleichzeitig einer möglichen Koalition mit den Grünen eine strikte Absage erteilen.

Doch der Harmoniewahlkampf gegen Kohl geht grandios daneben. Als Raus Niederlage absehbar ist und es über die absurde Wahlkampfstrategie einer »eigenen Mehrheit« für die SPD zum Streit im SPD-Präsidium kommt, überwirft sich Clement im Herbst 1986 mit seinem Mentor Brandt. Er kündigt seinen Job bei der Partei und geht als Chefredakteur zum ehemals sozialdemokratischen Boulevardblatt »Hamburger Morgenpost«. »Strukturell nähert er sich damit den Grünen an und überholt sie möglicherweise gar«, spottete die »Taz«, denn »so schnell wie die Chefredakteure der MoPo, ihrer sechs in den letzten drei Jahren, ist noch kein einziger grüner Parlamentarier rotiert.«

Auch Clement rotiert nach kurzer Zeit: Nachdem er die Auflage der Zeitung weit genug heruntergebracht hat, kehrt er zu seinem andern Erfolgsmodell zurück und übernimmt im Januar 1989 die Leitung von Raus Düsseldorfer Staatskanzlei. Hier erwirbt er sich das Image des »knochenharten Machers« und wird für die SPD zur Allzweckwafte: Ob bei den Energiekonsensgesprächen oder den Verhandlungen zum deutsch-deutschen Einheitsvertrag - immer ist Clement an vorderster Front für die SPD dabei. Er erreicht wenig, aber das mit vollem Einsatz. So auch in seinem unerschütterlichen und vergeblichen Einsatz für Bonn als Bundeshauptstadt. »Wenn wir über drei Themen verhandeln wollten, kommt er mit einer Liste von 25 Themen. Was für die alten Germanen die Keule war, ist für Clement der dicke Vorgang«, beschreibt sein Widerpart, der Berliner CDU-Senator Peter Radunski, Clements Verhandlungsstrategie.

Der Mann ist »hart im Nehmen« (»Berliner Zeitung«): »Daran mag es liegen, daß Wolfgang Clement der Ruf des Erfolgreichen nachgeht, obwohl eine Kette schwerer Niederlagen seine Karriere begleitet.« Bereits vor der Landtagswahl im Mai 1990 wird Clement erstmalig für die Rau-Nachfolge als Ministerpräsident ins Gespräch gebracht. Doch der verhinderte Kanzler will es nach der verlorenen Bundestagswahl noch mal wissen, bezeichnet jegliche

Nachfolgediskussionen als »ärgerlich« und »absurd« und kündigt gar an, im Falle eines Wahlsieges in NRW eine erneute Kandidatur als Ministerpräsident für 1995 »nicht ausschließen« zu wollen.

Clement bleibt in Wartestellung. 1993 rückt er über die SPD-Landesliste in den Landtag nach. Nun erfüllt der fünffache Familienvater immerhin auch die formalen Kriterien für das Ministerpräsidentenamt. Nachdem er 1994 nicht Bundespräsident hat werden können, kandidiert Rau 1995 tatsächlich zum Leidwesen Clements erneut als Ministerpräsident. Aber die als unschlagbar geltende NRW-SPD verliert nach drei Legislaturperioden ihre absolute Mehrheit. Sie ist nun auf einen Koalitionspartner angewiesen. Will die SPD ihre Bundesratsmehrheit erhalten, kommt hierfür nur eine Koalition mit den ungeliebten Grünen in Frage. Spekulationen über einen Rau-Rückzug machen die Runde, doch der will immer noch nicht aufs Altenteil und läßt sich, für viele überraschend, auf das unerwartete und unerwünschte rot-grüne Experiment ein.

Clement, der als seine hervorstechendste Eigenschaft »Loyalität, auch zu meinen eigenen Lasten, wenn es sein muß«, angibt, muß die Verhandlungen mit den als schwierig und links geltenden nordrheinwestfälischen Grünen führen. Er verhandelt die Öko-Partei schwindelig und wird so zum »Architekten« von Rot-Grün in NRW. Als »ehrlichen Makler« lobt ihn der grüne Parteisprecher Rainer Priggen, und nicht wenige Grüne wünschen sich Clement lieber heute als morgen an Raus Platz. Sie verwechseln Clements Machtinstinkt mit politischer Sympathie für das rot-grüne Projekt und werden erst später merken, daß er sie über den Tisch gezogen hat.

Clement, der die Zusammenarbeit mit den Grünen unter Freunden »eine Strafe Gottes« nennt, übernimmt ein »Superministerium« im neuen Kabinett. Alle Sprengsätze des rot-grünen Bündnisses fallen in seine Zuständigkeit: die gesamte Wirtschafts- und Energiepolitik, Garzweiler II, der Flughafen- und Straßenbau. Er weiß seine Kompetenzen zu nutzen und spielt den »sozialdemokratischen Zuchtmeister« (»Taz«). Keiner hat es bislang so gut wie Clement verstanden, die Grünen am Nasenring durch die Regierungsmanege zu führen: »Flughafenausbau und Straßenbau, Förderung von Bio- und Gentechnik, Ja zur PVC-Herstellung« - in allen wichtigen Punkten habe sich die SPD gegenüber den Grünen in der Landespolitik durchgesetzt, bilanzierte Anfang dieses Jahres der SPD-Fraktionsvorsitzende im NRW-Landtag Klaus Matthiesen: »Wo wären wir denn, wenn nicht Wolfgang Clement immer wieder mit klarer, deutlicher Handschrift geschrieben hätte?«

Mit der Inthronisierung von Gerhard Schröder zum SPD-Kanzlerkandidaten im März ist auch für Clement das Warten vorbei. Schröder will den »Machertyp« als Flankendeckung im Wahlkampf; Rau wird zum Rücktritt genötigt. Am 27. Mai wählt ihn der nordrhein-westfälische Landtag mit 124 von 220 abgegebenen Stimmen. Auch die große Mehrheit der grünen Fraktion stimmt für den »Genossen Gnadenlos«, obwohl Clements Freund Hombach im »Focus« angekündigt hatte, was ihnen blüht: Nordrhein-Westfalen spiele jetzt für den Bundestagswahlkampf Schröders eine große Rolle. Hier würde nun gezeigt, »wie man mit den Grünen industrielle Großprojekte und nötige Infrastrukturmaßnahmen realisieren kann«.

Zur 68er-Zeit, die an Clement so spurlos verbeizog, soll Bodo Hombach, Jahrgang 1952, bereits an vorderster Front seinen Dienst getan haben: »dort, wo in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die Linken gegen die Wasserwerfer standen« (»Süddeutsche Zeitung«). Rudi Dutschke persönlich habe damals dem vom Kampf durch eine Platzwunde am Kopf gezeichneten Bodo einen seiner berühmten gestreiften Pullover überlassen. Das hat Folgen: Mit 16 tritt Hombach der SPD bei. Er lernt Fernmeldehandwerker, macht auf dem zweiten Bildungsweg Abitur, macht sein Diplom als Sozialwissenschaftler und geht als bildungspolitischer Sekretär zur nordrhein-westfälischen GEW Hier erwirbt er sich erste Meriten im Kampf gegen den damals noch starken linken Flügel des Verbandes. Der rechte Mann für Rau, der ihn 1981 in die Düsseldorfer Landesparteizentrale holt und ein Jahr später zum Landesgeschäftsführer der Partei macht.

Erste öffentliche Aufmerksamkeit erregt Hombach mit der Organisation des SPD-Wahlkampfes für die Landtagswahl 1985. SPD wird klein gedruckt, Johannes Rau groß: Er ist die Lichtgestalt, der denkbar beste Familien- und Landesvater. »Wir in Nordrhein-Westfalen - und unser Ministerpräsident«, lautet die schlichte Botschaft. Nur Rau könne das Land »führen« - und nur er alleine. Das hat Erfolg: Die SPD gewinnt mit 52,1 Prozent deutlich die absolute Mehrheit, die CDU wird deklassiert und die Grünen schaffen nicht den Sprung ins Parlament. Hombach ist der »Manager des Sieges« (»Rheinischer Merkur«), »der Mobilmacher« (»WAZ«). »Es ist doch ganz erstaunlich und großartig, was der Bodo ohne Werbeagenturen in Szene gesetzt hat«, schwärmt Rau.

CDU-Generalsekretär Heiner Geißler erklärt Hombach zur »gefährlichsten Waffe der SPD«. Doch bei den Bundestagswahlen '87 bleibt die Waffe stumpf Nach der Demission Clements wird Hombach entmachtet. Er versucht zunächst bei der Ruhrkohle AG, dann bei der Westdeutschen Landesbank unterzukommen. Beides mißlingt. Er verläßt die »linke« GEW und schließt sich der IG Bergbau an. Da die Wirtschaftskarriere noch auf sich warten läßt, managt Hombach für Rau auch den Landtagswahlkampf 1990. Die SPD gewinnt erneut die absolute Mehrheit. Der Wahlkampfchef zieht als Mülheimer Direktkandidat erstmals in den Landtag ein.

Weniger erfolgreich agiert er im gleichen Jahr als Wahlhelfer für Friedhelm Farthmann, der in Thüringen seinen Traum verwirklichen will, jenseits vom »Tittensozialismus« doch noch mal irgendwo Ministerpräsident zu werden. Der »genitale

Hasardeur« (Heidemarie Wieczorek-Zeul) scheitert und bleibt dem nordrhein-westfälischen Landtag als Fraktionsvorsitzender erhalten.

1991 bekommt Hombach endlich seinen Wirtschaftsjob. Er wird Geschäftsführer beim Stahlhandelskonzem Preussag, behält aber sein Landtagsmandat. Abwechslung verschafft er sich Ende 1993 mit seinem Engagement für den African National Congress (ANC), den er auf Bitten von ANC-Generalsekretär Cyril Ramaphosa bei dessen Vorbereitung auf die 1994 angesetzten Wahlen in Südafrika berät. Nach den Landtagswahlen 1995 bietet das »wendige Multitalent« (»Süddeutsche Zeitung«) seine Dienste dem kommenden SPD-Kanzlerkandidaten Schröder an. Er managt dessen Landtagswahlkampf, der im März mit dem überwältigenden Sieg Schröders gelungen endet. Als Clement im Mai dieses Jahres zum Ministerpräsidenten aufsteigt, ist auch Hombach mit von der Partie: Am 9. Juni benennt ihn Clement als seinen Nachfolger im Ministerium für Wirtschaft und Mittelstand, Technologie und Verkehr. Gemeinsam wollen die beiden von Düsseldorf aus ihrem Hoffnungsträger Gerhard Schröder den Weg ins Kanzleramt bahnen.

Das Motto des Trios hat Hombach ausgegeben: »Wer von Tony Blair nichts lernen will, den bestraft das Leben oder wenigstens der Wähler.« Und Hombach ist es auch, der Schröder die Grundsatzreden und -beiträge aufschreibt, die er zuvor bei anderen abgeschrieben hat - wie Schröders »Spiegel«-Essay, in dem Hombach die »Ruck«-Rede Roman Herzogs wortwörtlich kopierte (s. KONKRET 7/97). Nur ein Satz war neu. Er lautete: »Ich gebe dem nordrhein-westfälischen Wirtschaftspolitiker Bodo Hombach recht.«

Konkret 07/98, S. 28

Gerhard Henschel

Die Gemsen mahnen dich

Platitüden über das Kommen und Gehen der Menschheit: die brisanten Erinnerungen von Ex-Daimler-Chef Edzard Reuter

Um 1970 herum erzählte Joachim Zahn, der Vorstandsvorsitzende der Daimler-Benz AG, seinem Mitarbeiter Edzard Reuter einen Witz: »Ein Amerikaner, ein Russe und ein Deutscher prahlen um die Wette, wer von ihnen der fähigsten Nation angehöre. Sagt der Amerikaner: >Wir haben einen Menschen eingefroren, ihn später wieder aufgetaut und als ersten Astronauten auf den Mond befördert.< - >Das ist doch gar nichts<, antwortet der Russe, >wir haben in der Wüste Gobi ein Skelett entdeckt, es wieder zusammengesetzt, und jetzt ist es Weltmeister im Eiskunstlauf < Doch der Deutsche übertrumpft sie alle beide mit Leichtigkeit: >Das imponiert mir nicht im geringsten: Wir haben ein kleines Arschloch aus Norwegen geholt und gleich zum Bundeskanzler gemacht! («

Ein ehemaliger Widerstandskämpfer hatte einen alten Nazi als Bundeskanzler abgelöst, und Reuters Chef war darüber zutiefst erbittert. Davon berichtet Zahns geschmeidiger Mitarbeiter und späterer Nachfolger Edzard Reuter in seiner Autobiographie und nimmt Willy Brandt im nachhinein in Schutz: »In Wahrheit war Willy Brandt wohl zeit seines Lebens ein Zerrissener, voll von Facetten des Denkens, des Handelns, der Persönlichkeit ... «

Edzard Reuter diente Joachim Zahn und Daimler-Benz, verehrte Willy Brandt, verteidigt Franz-Josef Strauß, war befreundet mit Hanns Martin Schleyer, bekundet seinen höchsten Respekt vor Alfred Herrhausen, findet Franziska von Almsick sympathisch und Steffi Graf beeindruckend, und er achtet peinlich genau darauf, sich als nachdenklicher Mann der Mitte in Erinnerung zu bringen. »Die vielen Zusammentreffen mit Strauß waren immer wieder belebend, und bald verband uns gegenseitige Sympathie«, schreibt Reuter, dessen alliebendes Auge aber doch auch wohlgefällig auf dem zerrissenen, mit Facetten vollgestopften Willy Brandt geruht hatte.

Autobiographen, die es sich mit niemandem von Rang, Belang und Einfluß verderben wollen, sind sicherlich gut beraten, wenn sie schreiben, daß die einen »voll von Facetten« und die Gespräche mit den anderen »immer wieder belebend« gewesen seien, aber die feierliche Langeweile, die dadurch verbreitet wird, wirkt sich auf Erkenntniswert und Nachruhm tödlich aus. Sein Wissen um die Wirtschafts- und Wirtschaftsführersittengeschichte der Nachkriegszeit wird Edzard Reuter mit ins Grab nehmen, was er der Welt hinterläßt, sind die sentimentalen, ins Lebensabendrot geschnulzten Aphorismen eines Weitgereisten, den das Reisen nicht gebildet, sondern vom Denken abgehalten hat. »Die Metropolen dieser Welt sind wie unsere Zeit: hektisch, schnell, leichtfertig, voller Gefahren - und doch Symbole der ewigen Erneuerung, des Kommens und Gehens der Menschen auf dieser Erde«, räsonniert Reuter, der zum Philosophen gereifte Elder Wirtschaftsboß. Willy Brandt, nehmt alles nur in allem, war voll von Facetten, und Metropolen sind Symbole des Kommens und Gehens - es muß entsetzlich sein, einen Großvater zu haben, der mit dem Cognacschwenker in der Hand die Veranda besetzt hält, sinnend die Edeltanne im Vorgarten fixiert und solche Platitüden über das Kommen und Gehen der Menschheit von sich gibt.

»Leben bemißt sich nicht allein nach dem Uhrzeiger, dem Kalender, den Schriftstücken, sondern danach, was wir empfinden, was wir lernen, was uns beeindruckt, was uns prägt«, teilt Edzard Reuter mit. Die Geschichte »von Geist, Moral und Verantwortung«, doziert er, sei »durch wellenartige Bewegungen gekennzeichnet«, und am Ende versteigt er sich vom Wellental ins Hochgebirge: »Einsam aufragende Berge in den Alpen, das Matterhorn mit der eisigen Schönheit seiner Nordflanke drohen dich womöglich zu erdrücken, doch in ihrer beklemmenden Wucht lassen sie keine Gedanken an ehrgeizige Menschenziele mehr zu; die Gemsen, die dir bei Skiwanderungen zuschauen, gemahnen dich, daß auch dein Leben endlich ist.«

Das sind die Gedanken der Ahnen: Die Gemsen, sie wollen uns mahnen. Doch in Wirklichkeit sind ja die Gemsen als Mahnende kaum noch zu bremsen...

Für fast alle seiner Zeitgenossen legt Edzard Reuter ein gutes Wort ein, beispielsweise für den SS-Hauptsturmführer a. D. Hanns Martin Schleyer: »Gewiß war er ein Mann, der in seinem Leben auch den dämonischen Zwiespalt unseres Jahrhunderts kennengelernt hatte; dazu gehörte, daß er in seinen jungen Jahren von braunen Versuchungen nicht frei geblieben war.« Vornehmer läßt sich wirklich nicht umschreiben, was Schleyer angerichtet hat, und es mag den Opfern seiner Tätigkeit als Kampfkommandant der SS in Prag zum Trost gereichen, daß Schleyer damals im Grunde nur damit beschäftigt war, den dämonischen Zwiespalt unseres Jahrhunderts kennenzulernen. »Trotzdem«, ereifert sich Reuter, »durchzuckt mich bis heute die nackte Wut, wenn ihm selbst von derjenigen, die es besser wissen müßten, mit dem Hinweis, er sei >SS-Offizier< gewesen, nichts als ein billiges Klischee umgehängt wird.« Im Frühjahr 1945 dürfte es neben dem billigen Klischee auch noch eine SS-Uniform gewesen sein, die sich der von braunen Versuchungen nicht freie Schleyer eigenhändig umgehängt hatte.

Nur die distanzierenden Gänsefüßchen links und rechts vom »SS-Offizier« hat Edzard Reuter nachträglich hinzugefügt, denn es tut ihm weh, wenn ihm jemand den Cognacschwenker aus der Hand nimmt, den Blick auf die Edeltanne blockiert

und die Wahrheit ausspricht: »Noch mehr geschmerzt hat es mich allerdings, als auch aus der Bundestagsfraktion der SPD heraus behauptet wurde, es handele sich bei Daimler-Benz um einen entscheidenden Teil des >militärisch-industriellen Komplexes< dieser Begriff stammte ursprünglich aus dem Vokabular von Lenin und wurde mit Vorliebe von den Terroristenbanden der RAF verwendet. Erst Hans-Jochen Vogel, der damalige Fraktionsvorsitzende, dem ich mich bis heute in hoher Achtung vor seiner Sachlichkeit und seinem Anstandsgefühl eng verbunden fühle, mußte dann dafür sorgen, daß sich solche beleidigenden Unterstellungen nicht wiederholten.« Die Unterstellung, er habe seinen Lebensunterhalt von der Arbeit im militärisch-industriellen Komplex bestritten, hält der, der seinen Lebensunterhalt von der Arbeit im militärisch-industriellen Komplex bestritten hat, für beleidigend: So zimperlich kann sich einer anstellen, der auch noch als guter Sozialdemokrat in die Geschichte eingehen möchte.

Am schlechtesten ist Reuter auf Oskar Lafontaine zu sprechen: »...dessen bösartigen Vorwurf, bei den ethischen Maßstäben von Helmut Schmidt, vor allem seiner Hochschätzung von Pflichtbewußtsein und Disziplin, handele es sich um Sekundärtugenden, mit denen man >auch ein KZ führen< könne, werde ich nicht vergessen ... « Der Vorwurf ist nicht bösartig, sondern stichhaltig, und er kann nur empört zurückgewiesen, aber nicht widerlegt werden. Gerade deshalb hat er sich tief in Edzard Reuters Gedächtnis eingegraben.

Das ein wahres Elefantengedächtnis zu sein scheint: »Wir alle, die wir es erlebt haben, werden den Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989 nie vergessen« (S. 39). »Für mich sind die frühen Erfahrungen in der türkischen Emigration unvergessen geblieben« (S. 49). »Vor allem sollte es einige Zeit später zu einem Ereignis kommen, das mir unvergessen bleibt, obwohl ich nur wenig davon unmittelbar miterlebt habe: der 16. und 17. Juni 1953« (S. 78). »Die Scham, eines Tages beim Klauen einer kleinen Leimtube ertappt und dafür bloßgestellt worden zu sein, habe ich bis heute nicht vergessen« (S. 112). Auch seine Schullehrerin Doris Kudret Erkönen hat Edzard Reuter »nie vergessen« (S. 124), und im Januar 1994 ist er in der Carnegie Hall zu Gast gewesen: »Der Abend ist mir unvergeßlich geblieben« (S. 245).

Dennoch scheint auch Edzard Reuter sein Gedächtnis zu trügen. Auf S. 129 schreibt er: »Zufällig hatte ich Gerhard Henschel kennengelernt, der für Bertelsmann ein damals so bezeichnetes >Verlegerfernsehen< vorbereitete und nach dem möglichen Interesse der UFA an einer Mitarbeit gefragt hatte. Er war ein enger Vertrauter von Reinhard Mohn ... « Ich kann mich daran nicht erinnern, beim besten Willen nicht. »Bald darauf bekamen Henschel und ich, zusammen mit einigen wenigen Mitarbeitern, Büros in einem anderen Stockwerk desselben Gebäudes«, behauptet Reuter, »die Verlegergruppe zerfiel in ihre Bestandteile, Henschel und ich zogen zusammen mit der gleichfalls dem Untergang geweihten Bertelsmann Fernsehproduktion in einen Münchner Vorort um.«

Kein Wort ist wahr. Ich wüßte das.

Edzard Reuter: *Schein und Wirklichkeit. Erinnerungen.* Siedler Verlag, Berlin 1998, 480 Seiten, 54,90 Mark

Konkret 07/98, S. 31

Wolfgang Pohrt

Pohrt antwortet - Tendenz zum Öden

»Ich bin von allem angeödet«, gestand neulich der tschechische Dichterpräsident. Die Politik sei nervtötend, die Berichte der Presse darüber seien es auch. Trifft Havel, so wenig man sonst von ihm halten mag, nicht genau die Stimmung, die seit dem Zusammenbruch des Ostblocks in Europa herrscht?

Schriftsteller, die nicht schreiben, und Maler, die nicht malen können, zieht es häufig in die Politik. Sie glauben, daß ihr Gestaltungsdrang sich leichter befriedigen ließe, wenn sie das Kommando führen dürften. Einmal im Amt, stellen sie aber fest, daß dessen Möglichkeiten keineswegs ihren Omnipotenzphantasien entsprechen. Von Hitler ist bekannt, daß er in den ersten Jahren aus Überdruß am Reichskanzlerjob unter depressiven Zuständen litt. Havel muß lange schon ähnlich empfunden haben, schließlich hat dieser Feingeist zu den rabiatesten Befürwortern westlicher Militärschläge gegen Serbien gezählt. Als Heerführer im Kampf gegen Tyrannei und Kommunismus Geschichte zu machen, so etwa hat Havel sich die Krönung seiner Laufbahn vielleicht vorgestellt. Dann ist es natürlich bitter, wenn man keine Wehrmacht hat, sondern nur die Armee eines Zwergstaates, der auf den unaussprechlichen Namen Tschechien hört.

Das erklärt aber nicht, warum die allgemeine Stimmungslage in ganz Europa Havels berufsbedingtem persönlichen Empfinden entspricht.

Vielleicht doch. Langeweile im Sinn von Angeödetsein stellt sich ein, wenn jemand dauernd seine Ohnmacht spürt. Die wirkliche Welt interessiert mich nicht, weil sie sich für mich nicht interessiert. Sie zeigt mir das, wenn alle meine Anstrengungen und Bemühungen folgenlos, zumindest erfolglos bleiben. Und wenn die Welt sich für mich nicht mehr interessiert, dann fange ich irgendwann an, mir selber furchtbar gleichgültig und langweilig zu werden - Bürgerschicksal seit hundertfünfzig Jahren, nebenbei bemerkt.

Das mit der Welt können Sie wörtlich nehmen. Erfolg ist, seit es den Weltmarkt gibt, immer Welterfolg. Es gibt nur Welterfolg und Mißerfolg. Ein Ort ist Provinz oder Metropole, eine Macht ist Weltmacht oder keine.

Mag sein, aber was hat das zu tun mit dem Zusammenbruch des Ostblocks 1989 und der heutigen Stimmung in Europa?

Kalter Krieg war verlängerte Nachkriegszeit. Und diese Nachkriegszeit war datiert nach einem *Weltkrieg, der* seinen V*erursacher in Europa,* genauer gesagt: in Europas Mitte, *nämlich* Deutschland hatte. Kalter Krieg hieß ferner: Die Welt wird von einer die atomare Endlösung als Möglichkeit beinhaltenden Konfrontation beherrscht, welche sich herleitet von der russischen Oktoberrevolution - einem Ereignis in Europa. Und schließlich bedeutete Kalter Krieg, daß auf dem europäischen Kontinent die weltweit einzige Macht existierte, die den USA militärisch gewachsen war.

Ende der Nachkriegszeit heißt: Ende einer Zeit, in welcher die Welt von den Vorgängen in Europa geprägt gewesen war. Vor 30 Jahren hätte CNN sein Hauptbüro an der Berliner Mauer gehabt. Heute wird aus Jerusalem, New-Delhi, Peking, Kinshasa, Lagos gesendet. Dort, nicht in Bonn oder Berlin, spielt sich ab, was die Welt bewegt.

Daß die Vergangenheit nicht mehr zählt, trifft die Deutschen besonders hart. Die seltsame Emsigkeit, jetzt Holocaust-Gedenkstätten bauen oder öffentlichkeitswirksam die Kriminalgeschichte der Wehrmacht herausstellen zu wollen, ist ein Reflex darauf Man möchte ein erkaltetes Interesse wieder aufwärmen. Deshalb wurde Goldhagen hier wie ein Erlöser herumgereicht, während das israelische Publikum es sich verbat, längst bekanntes als allerneueste Erkenntnis serviert zu bekommen.

Klingt reichlich frivol.

Ist aber ganz ernst gemeint. Freilich verstehe ich Ihre Schwierigkeiten, denn auch KONKRET beschwört mit schöner Regelmäßigkeit die Fortdauer jener alten Zeit, in der die Deutschen sich einbilden konnten, es hinge von ihnen ab, ob sie es noch einmal machten oder nicht. Der Nationalsozialismus hat hier, anders als KONKRET manchmal suggeriert, kein Chance mehr, aus dem einfachen Grund, daß aller vorhandenen miesen Gesinnung die entscheidende Triebkraft fehlt, nämlich die Aussicht, Weltmacht werden zu können, und sei es dergestalt, daß man die Welt in Scherben schlägt. Hätte es eines Beweises noch bedurft, so haben die indischen und pakistanischen Atomversuche ihn geliefert.

Hatten Sie selber nicht seinerzeit die hiesige Jugoslawienpolitik als unter einem Wiederholungszwang stehend, als Deutschlands abermaligen Griff nach der Weltmacht interpretiert?

Hatte ich, aber nach einer Sache greifen wollen und sie kriegen können ist zweierlei. Mit der Wertschätzung Deutschlands ist es in Kroatien heute nicht mehr weit her, keine einzige Stimme von dort beim europäischen Schnulzenturnier für Guildo. Es war eben, laut »FAZ« vom 19.5., das in der *amerikanischen* Stadt Alexandria ansässige Söldneruntemehmen Military Professional Resources Ltd., das im Auftrag der *amerikanischen* Regierung die kroatische Armee für die

Eroberung der Krajina trainierte. Es waren *amerikanische* Satellitenfotos, die den Kroaten die entscheidenden Informationen lieferten.

Die Neigung, sich die Gegenwart nach dem Bild der Vergangenheit vorzustellen, hat mitunter ihre Tücken. Unsereiner hat früher gern gegen die sogenannte Schlußstrichmentalität polemisiert, in bester Absicht gewiß, aber vielleicht doch nicht so uneigennützig, wie er glaubte. Die »Fixierung auf die Vergangenheit« zu lösen heißt, sich von einem Geschichtsbild lösen zu müssen, worin Deutschlands Rolle dominierend war. Es wäre nicht das erste mal, daß die fortschrittlichen Antifaschisten sich als die verbissensten Chauvinisten erweisen.

Und Kohl mit seinem Wort von der »Gnade der späten Geburt« müßten wir dann als den besseren Antifaschisten bewundern?

Sicher nicht. Aber die Planung für das Berliner Holocaust-Monument zeigt vielleicht, daß sogar dieser Mann instinktiv spürt: Es sind die Deutschen, die am meisten darunter leiden, wenn Auschwitz in Vergessenheit gerät. Sie büßen dann die Zuwendung ein, die einem Täter stets widerfährt Er ist einer, den man bestrafen, therapieren, beobachten, resozialisieren muß. Nicht zufällig war Israel für die Deutschen ein beliebtes Reiseland, obgleich dies der simplen Logik kraß widerspricht. Die Lösung des Rätsels: In Israel fand ein Deutscher sofort Kontakt zu den Leuten, weil die sich begreiflicherweise für alles Deutsche interessierten. Und wenn unser Landsmann dann nicht gleich »Heil Hitler!« rief, durfte er darauf rechnen, gelobt zu werden. Besonders nett braucht man wirklich nicht sein, um in Israel als »netter Deutscher« zu gelten. Vorbei, die Israelis haben heute andere Sorgen.

Israel ist n ich t die Welt.

Wenn man die deutschen Nachrichten hört, könnte man das aber manchmal meinen, weil jeder Steinwurf aus diesem Land hier groß gemeldet wird. Außerdem ist Israel nur ein Beispiel für die allgemeine Gleichgültigkeit, mit der die Welt heute den Deutschen begegnet. Der Infantilismus, den Sie im letzten Heft glossierten, kommt daher, daß die Menschen sich wie ungeliebte Kinder fühlen. Genial, wie Guildo Horn das spürte: Es gibt noch einen, wenigstens einen einzigen auf der Welt, dem ihr nicht gleichgültig seid, der euch liebt. Das war sie, die tröstliche Botschaft, an der die Landsleute sich nicht satthören konnten.

Am 27. September ist Bundestagswahl. Gehen Sie hin?

Wählen ist wie Plüschtieresammeln, Blumenzüchten, Fahrradfahren. Mancher tut es, mancher tut es nicht. Wir sollten die Leser nicht mit meinen Privatmarotten nerven.

Konkret 07/98, S. 32

Hans-Rüdiger Minow

Zu Protokoll

Tschechen, Franzosen und Dänen in den gemeinsam mit den Deutschen etablierten »Euroregionen« fürchten, erneut von dem mächtigen Nachbarn überrannt zu werden. KONKRET dokumentiert das Sendeprotokoll von Hans-Rüdiger Minows Film »Unheimliche Nachbarn. Die Rolle der Deutschen in den Euro-Regionen«, der am 6. Juni zwischen 11 und 11 Uhr 30 im WDR ausgestrahlt wurde

Kommentator: Im Juni 1971 treffen sich auf einem norddeutschen Wasserschloß Industrievertreter und Europa-Politiker. Sie gründen die »Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen«. Der Verein erklärt, daß er privat für ein »Europa der Regionen« arbeiten will. Präsident von 1979 bis 1982: CDU-Politiker Wolfgang Schäuble. Einer der Berater: Theodor Veiter, Professor für Völkerrecht und früherer NS-Spezialist für Grenzsubversion.

(Interview mit Jens Gabbe, »Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen«, Gronau.)

Frage: In einer »Charta« erklärt die »Arbeitsgemeinschaft« Grenzen zu »Narben der Geschichte«, die »überwunden« werden müßten, ... damit der »großräumige Austausch von Gütern, Arbeit, Dienstleistung und Kapital« in ein »Europa der Regionen« führt. Wer ist denn der Auftraggeber für diese neue »Raumordnung«, wer steht hinter der Gründung Ihrer Regionalisierungs-Organisation?

Gabbe: Das sind die europäischen Grenzregionen in sehr unterschiedlicher Rechtsform, das ist ein privater Verein, nach deutschem Recht eingetragen, ... und die »Charta« macht eigentlich ganz deutlich, daß grenzüberschreitende Zusammenarbeit zu Toleranz, zu Verständnis, Vertrauen, auch zu Abbau von Spannungen bei Minderheiten beiträgt und somit zum Europa der Regionen einen Baustein liefert.

Frage: Also eine ausschließlich private Gründung?

Gabbe: Ausschließlich private Gründung!

Kommentator: Die Wiege der »Arbeitsgemeinschaft« steht in Bonn - bei einer Vorfeldorganisation des Auswärtigen Amtes, die seit Jahrzehnten Millionenbeträge aus Steuermitteln erhält. Hier begann die Konjunktur der »Euro-Regionen« und der neuen europäischen »Raumordnung«. Neben dem Auswärtigen Amt arbeiten seitdem auch andere deutsche Ministerien für die Schaffung von »Euro-Regionen«, so die Bayerische Staatskanzlei in München, die hinter einem »Internationalen Institut für Nationalitätenrecht und Regionalismus« steht.

Sprecher: Seinen Gremien gehören hohe deutsche Vertriebenen-Funktionäre an. Weitere Mitglieder: frühere NS-Spezialisten für die Aufsplitterung der Nachbarnationen und den »Deutschtumskampf«.

Kommentator: 1991 erreichen »Arbeitsgemeinschaft« und Vertriebeneninstitut ein gemeinsames Ziel: im früheren Sudetengebiet und auf tschechischem Territorium wird eine »Euro-Region« gegründet. Zwischen den deutschen Wirtschaftszentren und As, Karlovy Vary oder Cheb kann der »großräumige Austausch von Gütern, Arbeit, Dienstleistung und Kapital« beginnen - zum Vorteil der deutschen Initiatoren.

(Einblendung: Tschechische Republik.)

Kommentator: Ein unendlich erscheinender Güterstrom ergießt sich über die deutsch-tschechische Grenze ... auf dem Weg zu billiger Arbeitskraft. An den mit EU-Geldem ausgebauten Straßen liegen Produktionsstätten deutscher Unternehmen. Im tschechischen Grenzgebiet haben sie Joint-ventures gegründet und nutzen in der »Euro-Region« die Kostenvorteile.

Sprecher: Hier werden Stahlkonstruktionen eines bayerischen Subunternehmens für den deutschen Mannesmann-Konzem gefertigt - zu idealen Bedingungen. In den rückständigen Industriebranchen müssen weder deutsche Umweltauflagen noch deutsche Tarifverträge beachtet werden. Löhne: auf Dritte-Welt-Niveau...

Arbeiter; Chotova Plana: Wir werden nach Stunden bezahlt und erhalten zwischen 38 und 80 Kronen.

Sprecher: ...zwischen 2 und 4 Mark die Stunde.

Kommentator: Mit Traumprofiten in der tschechischen »Euregio« produziert, werden die Stahlkonstruktionen als »Made in Germany« ausgegeben und tschechische Territorien wie deutsches Ursprungsgebiet behandelt. Industrielle Verhältnisse wie im vergangenen Jahrhundert: aus ganz Osteuropa angeworbene Arbeitskräfte sind in heruntergekommenen Wohncontainern kaserniert...

Vielleicht ein extremer Einzelfall?

Wenige Kilometer entfernt und inmitten des tschechischen »Euregio«-Gebiets: die Stadt As, Regionalzentrum deutscher Bordellinteressenten. Ehemals berühmt für ihre Textilindustrie, ist die Stadt dem Zerfall preisgegeben. In den früheren Herrenhäusern residieren deutschsprachige Unternehmenszentralen. Sie haben die Reste der tschechischen Fabriken

aufgekauft. Auch in diesem deutsch-tschechischen Betrieb eines Unternehmers aus Hof. kasernierte Arbeit. Direkt über den Produktionsstätten wohnen Näherinnen aus der Ukraine.

(Interview mit Edeltraud Caran, Lehrerin, As.)

Frage: Die Mädchen hier nähen solche Pullis?

Caran: Ja, und Hemden und Blusen und Kleider. Eigentlich alle Textilien.

Frage: Zu welchem Grundlohn?

Caran: 22 bis *23* Kronen pro Stunde.

Frage: Das sind wieviel Mark?

Caran: 1 Mark *20* bis 1 Mark *25* pro Stunde.

Frage: Man arbeitet im Akkord?

Caran: Ja. Wenn man 70 Prozent der festgesetzten Norm erreicht, dann bekommt man die Miete umsonst, und wenn man selten oder nie krank ist, dann noch eine zusätzliche Prämie.

Frage: Was geschieht mit den Kindern dieser Frauen? Bleiben die Kinder in der Ukraine?

Caran: Ja, die bleiben in der Ukraine. Es spielen sich manchmal ganze Tragödien ab. Ich kenne einen Fall, da hat sich die junge Frau scheiden lassen, zwei Kinder, in der Hoffnung, in der tschechischen Seite der »Euro-Regio« einen Arbeitsplatz zu finden, einen deutschen Mann kennenzulernen, vielleicht später zu heiraten, um der Familie in der Ukraine helfen zu können.

Kommentator: Mit der »Euro-Region« als Zone deutschen Wirtschaftseinflusses wird offen geworben, zum Beispiel in der »Süddeutschen Zeitung«.

Sprecher: »118 Hektar mit Wirtschaftsgebäuden, verwendbar als Produktionsbetrieb wegen Aufhebung der deutschen Grenze zu verkaufen.«

»Tschechien-Grenznähe, Hallen für Produktion zu vermieten, zu verkaufen.«

(Bürgermeisterin Anna Balamutovä, Kräsnä.)

Frage: Frau Balamutovä, lösen solche Anzeigen Bitterkeit in Ihnen aus? Haben Sie sich die Mitgliedschaft in der »Euro-Region« als einen Aufkauf durch Deutsche vorgestellt?

Balamutovä: Diese Anzeigen sehe ich zum ersten Mal. Ich wußte nichts davon ... Unsere Hoffnung auf die »Euro-Region« sah anders aus. Wir dachten, es wäre möglich, Fördermittel zu erhalten.

Frage: Haben Sie Mittel beantragt?

Balamutovä: Ja. Im Rahmen des EU-Programms »Phare« haben wir Gelder beantragt, für die Kanalisation in unserem Ort. Unsere Abwässer fließen nach Bad Elster in Deutschland. Für dieses grenzüberschreitende Projekt haben wir Anträge ausgearbeitet, ins Englische übersetzen lassen, mit viel Aufwand.

Frage: Wieviel Mittel haben Sie erhalten?

Balamutovä: Keinen Pfennig...

Frage: Wohin sind denn Ihrer Meinung nach 1997 diese Mittel geflossen?

Balamutovä: Ich meine, die Mittel wären nach Bayern geflossen...

Kommentator: Weil der tschechische Teil der »Euro-Region« ein Armenhaus ist, von der D-Mark bestimmt, von ihren Werten gezeichnet, ist alles erlaubt, um zur D-Mark zu kommen: Massenprostitution an den Landstraßen, in den Städten. Auch hier setzt sich die stärkere Kaufkraft durch. Sie bestimmt über Slowakinnen, Ukrainerinnen und Sinti. Die DM belebt das Billiggeschäft und stillt den Luxusbedarf deutscher Porsche-Fahrer: in den Edelbordellen der »Euro-Region«. »Freier Austausch von Arbeit, Dienstleistung und Kapital« endet hier beim Kauf menschlicher Ware.

In der D-Mark-Zone zwischen Karlovy Vary und Cheb wird die deutsche Wirtschaftsdynamik grenzenlos. Das Konsumangebot kommt aus demselben Land wie die städtische Energieversorgung. 50-prozentiger Teilhaber der Stadtwerke von Cheb ist die NGW, eine Tochter des Thyssen-Konzerns, Sitz: Duisburg. In der Altstadtkulisse von Cheb bleiben die deutschen Touristen unter sich. Wegen steigender Preise, die für die D-Mark-Besitzer von der anderen Seite der »Euro-Region« nur Pfennige sind, haben die Tschechen das Nachsehen.

(Bürgermeister Otakar Mika, »Euregio«-Präsident, Cheb.)

Frage: Kann man als Normalverdiener, als tschechischer Normalverdiener in Cheb noch im Restaurant essen?

Mika: Sehr selten. Vielleicht bei einer silbernen oder goldenen Hochzeit... Das kommt nur alle Jubeljahre vor.

Kommentator: Inmitten sozialer Spannungen: die »Euregio«-Zentrale von Cheb. Hier residiert das europäische Regionalbüro gemeinsam mit den deutschen Vertriebenen-Verbänden.

Im von Bonn finanzierten »Euregio«-Haus:

Sprecher: Zweisprachige Wirtschaftswerbung für den deutschen Export und PR-Berichte über deutsche Großkonzerne, die in die Tschechische Republik expandieren ... sowie Nachhilfeunterricht für tschechische Kleinunternehmer ... die Zulieferer von Siemens, Mannesmann oder Thyssen.

Kommentator: In der Bibliothek: rechtsextreme Literatur über die »Rückkehr des deutschen Ostens ... «

Sprecher: » ... damit aus europäischen Schandflecken wieder üppige Kornkammern werden können. Nur Deutschland ... kann dieses Werk vollbringen.«

Kommentator: Die im »Euregio«-Haus ausliegenden »Stammeszeitschriften« der deutschen Vertriebenenverbände werben für Theodor Veiter, den Berater der »Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen«.

Sprecher: Der berüchtigte Autor antisemitischer Rassenpropaganda fordert deutsches »Heimatrecht« in der »Euro-Region«.

Kommentator: Diese europäisch verkleidete »Grenzüberwindung« löst heftige Reaktionen aus...

(Bürgermeister Otakar Mika, »Euregio«-Präsident, Cheb.)

Frage: Herr Mika, ist es richtig, daß Sie Objekt von Drohungen aus der tschechischen Bevölkerung geworden sind?

Mika: Ja, ich habe solche Drohungen bekommen.

Frage: Welches ist der Inhalt dieser Drohungen?

Mika: Die Absender der Briefe fordern, daß die deutschen Aufschriften im Grenzgebiet entfernt werden sollten. Es sind Bürger, die meinen, daß der deutsche Einfluß überhand nimmt, daß die Tschechen in eine ungleiche Position geraten sind.

(Einblendung: Frankreich.)

Kommentator: 500 Kilometer westlich von Cheb: eine weitere »Euro-Region«... Die Idylle ihrer französischen Landschaft liegt im Vorfeld von Zentren deutscher Großindustrie: Karlsruhe, Rastatt, Gaggenau... Auch im vielfach umkämpften Elsaß sollen Grenzen »überwunden« werden -durch ein »Europa der Regionen«. In unmittelbarer Grenznähe: das französische Wissembourg, beliebter Ausflugsort deutscher Wochenendurlauber. Die Atmosphäre einer historischen Puppenstube lädt zum Bleiben ein... Dafür gibt es auch andere Gründe: Steuervorteile und billige Immobilien. In Wissembourg, Lauterbourg, Seltz und den übrigen Gebieten der Region kaufen sich Deutsche ein. Ebenso wie auf tschechischem Territorium ist die D-Mark zur zweiten Währung geworden. Deutsche Makler mit Geschäftsadresse im französischen Teil der »Euro-Region« preisen an...

(Interview mit Immobilienhändler Herkommer Wissembourg.)

Herkommer: Zwischen Weißenburg und Hagenau hab' ich ein ganz tolles Fachwerkhaus, zwei Fachwerkhäuser, in Howiller, nur wenige Kilometer von Karlsruhe, also sehr gut angebunden.

Frage: Wie ist der Preis?

Herkommer: 315.000 Mark.

Frage: Welches sind denn so die letzten größeren Objekte gewesen, die Sie hier verkauft haben in Wissembourg?

Herkommer: Na, wir haben hier eine tolle Anlage, Sankt Paul, erbaut, das sind *36* Eigentumswohnungen am Stadtrand.

Frage: Wieviel davon sind an Deutsche verkauft worden, wieviel an Franzosen?

Herkommer: Wir haben 80 Prozent, zirka 80 Prozent, an Deutsche verkauft und 20 Prozent an Elsässer, beziehungsweise an Franzosen...

Kommentator.' Beziehungsweise Franzosen? Sind Franzosen in der »Euro-Region« zu Fremden geworden? Liegt Wissembourg in der Einflußzone von Karlsruhe?

Bürgermeister Pierre Bertrand, Wissembourg: Wissembourg befindet sich inmitten der Region »Pamina«, bestehend aus Pfalz, Mittlerem Oberrhein und Nord-Elsaß. Es ist nicht zu leugnen, daß es hier einen starken europäischen Geist gibt mit zahlreichen Projekten, denen wir unseren Stempel aufzudrücken hoffen. Es ist andererseits offensichtlich, daß es auch Schwierigkeiten gibt, z. B. unterschiedliche Gesetze. Eins steht fest: Unsere Identität ist stark französisch, und wir wollen sie bewahren.

Kommentator: Die *ökonomische* Wirklichkeit bestimmt der Kostenvorteil. Unter *diesem* Gesichtspunkt hat der französische Teil der »Euro-Region« Interessantes zu bieten: *30* Prozent weniger Lohn als in Deutschland, längere Wochenarbeitszeiten, geringerer Urlaub. Wie in Tschechien, so auch in Frankreich: die »Euro-Region« als vorgelagerte Produktionsfläche.

Prof Richard Kleinschmager Strasbourg: Seit den 50er Jahren hat sich die deutsche Wirtschaft zu einer der stärksten in Europa entwickelt. Sie expandiert weiter, und bevorzugt in bestimmten Gebieten, nämlich in der unmittelbaren Nähe des deutschen Territoriums ... im Elsaß, in Dänemark, in Tschechien, in Polen. Dies alles sind Gebiete, über die sich eine gute Kontrolle ausüben läßt, beinahe eine physische Kontrolle der deutschen Investitionen.

Frage: Gibt es auch so etwas wie eine politische Struktur dieser Investitionen?

Kleinschmager: Man sollte sich davor hüten, die Ökonomie für neutral zu halten. Die Wirtschaft ist Interessen unterworfen und das sind nicht nur ökonomische, sondern auch politische Interessen. Wo es wirtschaftliche Vorteile gibt, da glauben gewisse Leute auch, sie könnten ihren alten Träumen von der deutschen Macht über Europa näherkommen.

Frage: Sind denn nach Ihrer Meinung, Herr Professor Kleinschmager, neben den ökonomischen und politischen Eingriffen noch Eingriffe anderer Art zu beobachten?

Kleinschmager: Ich glaube nicht, daß man ein derart bedeutendes Wirtschaftsgeflecht schaffen kann, wie es das deutsche in der Region ist, ohne kulturelle Folgen ...

Die Elsässer fragen sich, welchem Land sie eigentlich angehören. Selbst wenn sie juristisch Franzosen sind, so wird ihre Wirtschaft doch immer mehr von Deutschland bestimmt. Daraus ergeben sich kulturelle Probleme, Auseinandersetzungen, und sie schlagen sich in einer Reihe von Affären nieder, wie dieser hier, in diesem Buch...

Kommentator: In diesem sogenannten »Erlebnisführer« wird die Idee vom organischen Großraum verbreitet - finanziert aus Mitteln der Europäischen Union.

Sprecher: Grenzen nennt man hier »Narben«. Die wilhelminische Annexion des Elsaß habe »unsere Region« »wiedervereinigt«. Der NS-Überfall gerät zum namenlosen Krieg.

Kommentator: Der Rhein der Regional-Ideologen scheint durch eine entstaatlichte Landschaft zu fließen, die neu geordnet werden muß.

Bernard Reumaux, Verleger Strasbourg: Das ist eine unglaubliche und höchst symbolische Geschichte. Da gibt die deutsch-französische Region Pamina, die auch aus europäischen Mitteln finanziert wird, eine Broschüre heraus über das Grenzgebiet. Es ist geradezu verrückt, daß man darin lesen kann, daß es der Region eigentlich nur schlecht ging, solange sie französisch war, aber daß sie glücklich erblühte, als hier Deutsche herrschten ... Das ist ein Geschichtsrevisionismus, der alles in Frage stellt, was sich den Menschen hier eingeschrieben hat, das ist ein Skandal!

Frage: Wie interpretieren Sie in diesem Zusammenhang die Ideologie vom »Europa der Regionen«?

Reumaux: Diese Idee ist vielleicht gut gemeint, aber sie ist gefährlich. Sie läßt sich mit den Geschichtstraditionen Frankreichs und vieler anderer Staaten nicht vereinbaren, denn es handelt sich um Zentralstaaten. Wenn es zu einem Europa der Regionen käme, was ich nicht hoffe, würde sich Frankreich in zahllose Minigebiete zersetzen, die von den großen Regionen geschluckt werden würden - von den Regionen auf der anderen Seite des Rheins. Eine solche Entwicklung würde das europäische Gleichgewicht ernsthaft gefährden.

Kommentator: Diese Einschätzung verstärkt der Colmarer Historiker Georges Bischoff - auf eigenen Wunsch vor den Kasematten der Maginot-Linie, der früheren Verteidigungsanlage gegen deutsche Invasionen.

Prof Georges Bischoff, Colmar: In der Idee von den »Euro-Regionen« werden oft sehr verschiedene Dinge miteinander vermischt, obwohl sie eine ganz unterschiedliche Geschichte haben. Es wird der Mythos einer regionalen Einheit geschaffen, der Mythos angeblich kultureller, sprachlicher und ethnischer Gemeinsamkeiten, die irgendwann früher existiert haben sollen, ... und wie zufällig ist das alles zum Vorteil Deutschlands. Es scheint ganz so, als ob hier alte Dämonen wiedererwachen.

Kommentator: Sind solche Befürchtungen übertrieben? Zeigt diese Straßenszene mit großdeutscher Reichssymbolik - im französischen Hagenau - völlig untypische Verirrungen?

Was wie ein Zufall erscheint, kann Erinnerungen wecken. Hinter Strasbourger Fachwerkfassaden: zahlreiche Deutschtums-Verbände und -Stiftungen, hier die »Goethe-Stiftung« des Hamburger Industriellen Alfred C. Toepfer.

Sprecher: Toepfer war bereits damals aktiv - als Regionalisierungsspezialist der NS-Besatzer in Frankreich, unter europäischer Tarnung. Zwischen den heutigen Urhebern dieses Autonomie-Plakats und den Organisatoren der »Euro-Region« bestehen eindeutige Beziehungen ...

Kommentator: Die Autonomisten verfügen über Verbindungen, die bis ins Präsidium jener »Arbeitsgemeinschaft« reichen, die Grenzen in neuen »Räumen« ordnen will.

Doch die Idee von der Neuordnung der Räume und den narbigen Grenzen ruft in Frankreich Erinnerungen wach. Erinnerungen an die *wirklichen* Narben der Geschichte, die entstanden, weil Grenzen verschoben wurden. Erinnerungen, die den Historiker Lionel Boissou gegen das »Europa der Regionen« einnehmen.

Lionel Boissou, Historiker. Mulhouse: Die Verfechter des Regionalismus und Separatismus schrecken auch vor terroristischen und kriminellen Handlungen nicht zurück. Hier in der Gedenkstätte Struthof haben sie 1976 eine Baracke angezündet. Ihre Absicht war es, die Spuren der Geschichte auszulöschen, die Spuren der NS-Barbarei, um die deutsche Vergangenheit zu rehabilitieren ... In den achtziger Jahren haben sie sogar elsässische Denkmäler gesprengt, die an unseren Widerstand gegen die NS-Besatzer erinnern. Bemerkenswerterweise haben diese Leute die Unterstützung von europäischen Regionalisten erhalten, von Kreisen, die das »Deutschtum« propagieren. Es ist bewiesen, daß diese »Deutschtums«-Kreise in fortdauernden Beziehungen mit dem deutschen Innenministerium stehen und von dort Geld erhalten. Es handelt sich um dasselbe Ministerium, das mit Regionalisierungsfragen betraut ist, mit Fragen der Regionalisierung Europas.

(Einblendung: Dänemark.)

Kommentator: Auch in Dänemark wecken die deutschen Regionalpläne Erinnerungen. Die »Überwindung der Grenzen« durch den südlichen Nachbarn endete zweimal in Kriegen. Sie begannen in Schleswig, einer »Euro-Region«, gegen die sich in Dänemark Widerstand regt.

(Polizeiinspektor J Soby Thygesen, Padborg.)

Frage: Herr Thygesen, wie lang ist die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark?

Thygesen: Die Grenze ist etwa 80 Kilometer lang und reicht von Kruso nach Tondern.

Frage: Fürchten Sie Einbußen der dänischen Souveränität?

Thygesen: Ja... Zum Beispiel in Zusammenhang mit der Grenze und dem Schengener Abkommen. Dazu haben wir eine ganze Menge Fragen ... Wie verhält es sich mit der sogenannten »Nacheile«, also mit der Möglichkeit, daß die deutsche Polizei in Dänemark ermitteln darf und wir in Deutschland? Welche Rechtsgrundlagen regeln das zukünftige Asylrecht? Was wird mit unseren Außengrenzen? Wie sollen wir mit Waffen- oder Drogenhandel umgehen? ...Das alles muß geklärt sein, bevor wir zustimmen können...

Frage: Was halten Sie von der »Euro-Region« Schleswig?

Thygesen: Es wäre besser gewesen, man hätte eine Volksabstimmung durchgeführt

Frage: Werden Sie bei den Demonstrationen in den nächsten Tagen dabei sein?

Thygesen: Wir werden sehen...

Kommentator: Zum Widerstand gegen die »Euro-Region« geben Immobilien-Geschäfte Anlaß. Wie in Tschechien und Frankreich kaufen Deutsche billige Häuser auf, ohne in Dänemark Steuern zu zahlen. Allein in der kleinen Grenzgemeinde Bov zählt man über 200 Fälle.

(Bürgermeister Jens-Aage Hilmig, Bov)

Frage: Herr Bürgermeister Hilmig, haben Sie die Verluste geschätzt, die Ihrer Gemeinde entstehen?

Hilmig: Ja. Wir kommen auf einen Betrag von etwa dreieinhalb Millionen Kronen im Jahr.

Frage: Was halten Sie von der »Euro-Region«?

Hilmig: Ich befürworte es sehr, wenn die Menschen auf beiden Seiten miteinander sprechen. Aber als gleichwertige Partner und nicht unter Führung des Stärksten.

Kommentator: Die deutsche Stärke beeinflußt Dänemarks Wirtschaft in der »Euro-Region«. Auf dem Energiesektor wird befürchtet, daß es tun deutsche Konkurrenzvorteile geht.

(Interview mit Jan Sörensen, Lehrer Bylderup-Bov.)

Frage: Herr Sörensen, wie hoch ist der dänische Strompreis?

Sörensen: Der dänische Strompreis ist der niedrigste in Europa, der deutsche Strompreis ist der höchste in Europa. Und deshalb schotten die deutschen Energiekonzerne sich von den dänischen Konkurrenten ab, und sie kaufen sich massiv in Dänemark ein, wie die Preussen-Elektra es schon tut.

Frage: Was bedeutet denn auf dem Energiesektor die »Euro-Region«?

Sörensen: Die »Euro-Region« wird die beschriebene Situation verschärfen und wird die dänische Wirtschaft durch höhere Energiepreise schwächen, und sie wird es undurchsichtig für den Bürger machen.

Sprecher: Sind solche Vorhersagen unrealistisch? Handelt es sich um übertriebene Darstellungen deutschen Wirtschaftseinflusses?

(Interview mit Fleming Meyer Kreistagsabgeordneter Schleswig)

Meyer: Nein, das sind in keiner Weise übertriebene Darstellungen. Ich bin selber Kreistagsabgeordneter, ich sitze im Kreistag Schleswig-Flensburg für die dänische Minderheit als Abgeordneter vom SSW, Und da merken wir das ja immer wieder auch im Täglichen. ... Zum Beispiel gut zusammengewachsene Strukturen, von unten her zusammengewachsene Zusammenarbeiten, hier z. B. die Landwirtschaftsschulen. Das ist zerschlagen worden, weil man von deutscher Seite andere Wünsche hatte. Und da kamen die Wünsche der dänischen Seite gar nicht durch.

Frage: Könnte man sagen: Das sind vielleicht Anfangsschwierigkeiten in einem sogenannten Europa der Regionen?

Meyer: Nein, kann ich so nicht sehen. Da gibt's ja auch so viele Beispiele. Und da muß ich oft an so einen wie Clausewitz denken, der damals eben gesagt hat: Der Krieg ist nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Und ich fasse das im Grunde so auf. Die EU ist doch nur die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Hier geht es doch ganz klar um Machtinteressen, und das sind eben deutsche Interessen, um die es sich dreht. Und da kann ein kleines Volk wie Dänemark - da kommt das nicht gegen an.

Kommentator: Zu den Verwaltern der »Euro-Region« gehören die Funktionäre des Bundes deutscher Nordschleswiger. Im dänischen Abenra verfügen sie über eine eigene Tageszeitung, die das deutsche Innenministerium mit Millionen finanziert. Über den Chefredakteur darf gesagt werden, daß er..

Sprecher: ... »unverhohlene Sympathie, ja Bewunderung für (Werner) Best«.. .

Kommentator: ... zeigt - für das Oberhaupt der deutschen Kriegsbesatzer in Dänemark, einen SS-Ideologen und Kämpfer für den »Großwirtschaftsraum Europa«. Als »Ehrenhain« bezeichnen die europabegeisterten Deutschtums-Funktionäre und Verwalter der »Euro-Region« eine Gedenkstätte auf dänischem Boden, die sie über 700 Freiwilligen der deutschen Wehrmacht gewidmet haben - darunter zahlreichen Mördern in SS-Uniform... Kein Zeichen der Scham oder Reue für die ermordeten Opfer. Ist das der europäische Geist der künftigen Verwalter in der »Euro-Region«? Wie in Tschechien und Frankreich sind die Deutschtums-Funktionäre auch im Regionalgebiet Schleswig mit Autonomisten und Separatisten vernetzt. Sie fordern die »Zerschlagung der europäischen Nationalstaaten«.

Sprecher: Der Ehrenpräsident dieser Organisation ist zugleich Präsidiumsmitglied der »Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen«. Auch dieses Flensburger Institut ist mit der »Arbeitsgemeinschaft« in Personalunion verbunden. Im Dezember 1996 erörterte der Direktor die Aufspaltung Frankreichs in Regionalstaaten.

Kommentator: Der Widerstand gegen das Regionalprojekt Schleswig wird vom Sondejyllands-Komitee organisiert, einer kleinen Gruppe süddänischer Bürger ohne Geld und Parteien. Im Haus der Pastorin Britt Tryde Haarlov stößt die »Charta der Euro-Regionen« samt ihrer Verwischung der politischen Grenzen auf grundsätzliche Ablehnung.

Jens Rosendal, Publizist, Ballum:

Ja, diese Ideologie ist gefährlich. Grenzen werden als »Narben« dargestellt, als etwas, das man wegoperieren sollte... Aber unsere Grenze hier ist keine Narbe, sondern das Ergebnis einer Mehrheitsentscheidung der Bevölkerung. Es wäre sehr gefährlich, wenn man anfinge, sie zu entfernen oder zu verschieben. Das geht nur um den Preis starker Beunruhigungen. Grenzen gehören zur Geschichte und sie können, wenn überhaupt, dann nur von unten her verschwinden, sozusagen durch Verschleiß im friedlichen Kontakt der Menschen. Sollen sie aber verschoben werden, führt das zu Nervositäten und letztendlich - zu Kriegen.

Kommentator: Weil die Nationalstaaten verschwinden und nur der größte Nationalstaat übrig bleiben könnte, wachsen im Europa der EU Befürchtungen, ja Ängste -insbesondere in den Regionen mit deutschem Grenzkontakt, wie hier, bei den Protesten des Sondejylland-Komitees im Mai 1997.

Sind die dänischen Befürchtungen unbegründet? Sie gleichen den Befürchtungen in Tschechien und in Frankreich. Sind die Gegner eines »Europas der Regionen« Nationalisten, weil sie sich gegen Übergriffe auf ihr Territorium wehren?

(Pastorin Britt Tryde Haarlov, Kliplev)

Frage: Eine dänische Tageszeitung nennt Sie eine Nationalistin...

Haarlov: Das ist der blanke Unsinn. Ich will mit den Deutschen in guter Nachbarschaft]eben. Wir demonstrieren für eine freundliche Grenze, aber für eine Grenze, wie wir sie haben, für eine Grenze, wie sie ist...

Kommentator: Brauchen wir eine neue »Raumordnung«, die Europa in Regionen zerlegt und Deutschland die Vorherrschaft sichert? Oder fehlt es an Grenzen -Grenzen, die man der Übermacht setzt?

Termine für Veranstaltungen mit dem Film »Unheimliche Nachbarn« und seinem Regisseur Hans-Rüdiger Minow können vereinbart werden. Interessenten wenden sich bitte an KONKRET.

Konkret 07/98, S. 37

Michael Schilling

In diesem Sinne - Im Unglück das größere Übel

Wenn eine Eisenbahn entgleist und hundert ihrer Passagiere zu Tode bringt, ist das einfach Scheiße. Und zwar für die Toten, die Verletzten, die Verwandten, die Freunde, für Leute in der näheren Umgebung und für die in der etwas ferneren auch.

Anders für den Leitartikel und fürs Feuilleton, die der fremde Tod zu launigstem Leben erweckt. Tagelang schnippen sie all die philosophischen Popel übers Land, die sich die Schmöcke der Welt seit dem Untergang der Titanic aus der Nase gedreht haben: von dem Zauberlehrling und den Geistern, die er rief dem Fortschritt, der blutigen Tribut fordert, dem blinden Schicksal und der höheren Hand, der Beschleunigung und der Endlichkeit, der Wahrscheinlichkeit und der Bestimmung und was sonst noch klebt,

Irgendwann haben die Politiker gemerkt, daß in diesem Geschäft auch für sie was drin ist, und seither stolpern sie bei jedem größeren Unglück den Reitern zwischen den Füßen herum, immer auf der Suche nach einer Kamera oder ei . nein Mikro, dem sie ihren Einfall, den ihr Referent hatte, mitteilen können. »Das Barbarische und Schreckliche dieses Unglücks springt einen geradezu an. Wie konnte das geschehen?«fragte Helmut Kohl dann in Eschede, und hatte alles gesagt, was einer wie er zu einer Sache wie der zu sagen hat: nichts, aber auf die Nette, sweet bzw. bitter nothings.

So hätte es meinetwegen bleiben können. Doch da nahte durch die Trümmer der Waggons der Kandidat, der allzeit bereit ist, es also auch an diesem Tage war. und sprach: »Im Ausmaß der Trauer über die Opfer und in einer Welle der Hilfsbereitschaft sind die Deutschen sehr nahe beieinander. « Gerhard Schröder hatte etwas zu sagen, das weit über das Gemüt des Kanzlers direkt ins deutsche Herz ging, wo Ausländer. speziell, wenn sie kriminell sind, nichts zu suchen haben, so daß man sich wünschte, es wären in den Waggons von Eschede sehr viele von der Sorte, die Schröder umwirbt, nahe beieinander gewesen.

Ich geh ja nicht zur Wahl. Aber es fällt mir doch leichter, den Kandidaten nicht zu wählen als den Kanzler

Konkret 07/98, S. 37

Andreas Speit

In diesem Sinne - Esoterische Auschwitzrelativierung

Ende Mai saß die 43jährige Barbro Karlén, alias Sara Carpenter, als Gast in Ilona Christens Talkshow, die sie herzlich als reinkarnierte Anne Frank begrüßte. Thema der RTL-Sendung: »Ich hab' schon mal gelebt«. Verständnisvoll eröffnete die Gastgeberin die Runde, in der neben der früheren Inkarnation Frank, auch noch leibhaftig Graf Dracula und Ötzi anwesend waren.

»Barbro, wann haben Sie gemerkt, daß Sie Anne Frank waren.,«

»Als ich zwei Jahre alt war«, erwiderte Karlén höflich und erntete ein anerkennendes Nicken Christens, die vorsichtig nachfragte: »Können Sie uns sagen, wie Sie den Tod der Anne Frank erlebt haben?«

»Ich habe furchtbar gefroren und bin lebendig verbrannt ... aber meine Seele ist unvernichtbar.«

Zur »fachlichen« Bestätigung war Ingrid Valliéres geladen, die als Grandedame der Reinkarnationstherapie versicherte: »Natürlich ist es möglich, als Anne Frank wiedergeboren zu werden.«

Ausführlicher schildert Karlén ihre Inkarnationsphantasmen in ihrer Autobiographie ... und die Wölfe heulen, die unter dem Pseudonym Sara Carpenter im Perseus- Verlag erschienen ist. Mittlerweile sind Passagen des Buches Gegenstand gerichtlicher Untersuchungen in Schweden, wo sie lebt.

In Basel und Zürich begleiteten Proteste die Präsentation des Buches. Die »Aktion Kinder des Holocaust« verurteilte die » Vereinnahmung«, und der ehemalige Präsident des Baseler Anne-Frank-Fonds' Vincent C Frank betonte: » Wenn man den Gedanken der Reinkarnation weiterdenkt, hieße dies, daß der Holocaust ... heilsgeschichtlich notwendig gewesen sei. «

In Deutschland meldete sich nach der RTL-Show außer Ralph Giordano - »Es gibt nichts billigeres und verabscheungswürdigeres, als ein real-tragisches Schicksal in spirituellen Humbug zu verwandeln« - niemand. Als 1989 dem esoterisch gewendeten Alt-68er Rainer Langhans die Erleuchtung kam, den Holocaust als eine »deutsche Gottsuche« und »esoterische Notwendigkeit« zu veranschlagen, konnte er immerhin noch mit Irritationen und Protesten rechnen. In Zeiten, wo ein reinkarnierter Hitler nicht mehr sofern ist, wie viele denken, macht man davon freilich kein Aufhebens mehr.

Konkret 07/98, S. 37

Oliver Tolmein

In diesem Sinne - Ein Herz für Krieg

»Gehört der Krieg der Politik an«, ließ sich einst Carl von Clausewitz vernehmen, »so wird er ihren Charakter annehmen. Sobald sie großartiger und mächtiger wird, so wird es auch der Krieg, und das kann bis zu der Höhe steigen, wo der Krieg zu seiner absoluten Gestalt gelangt. « Großartiger und mächtiger als jetzt kann sich die deutsche Politik kaum mehr gerieren, und auch die Kriegsinszenierung verläuft ordentlich und reibungslos: Ein paar Worte Genozid, viele Sätze über Volks-Gemeinschaftsgefühl und nationale Selbstbestimmung, die Medien frei für die »Rebellen«, die, kämen sie aus Peru oder entfalteten sie eine PKK-Fahne, sofort als Terroristen mit Schweigegebot und Ausweisungsdrohung belegt würden. Gute Stimmung für den ersten Krieg des neuen Deutschland.

Nachdem deutsche Sanitätssoldaten geholfen haben, dem » Völkermord« in Bosnien ein menschliches Gesicht zu geben, und deutsche Richter endlich wieder über Kriegsverbrechen richten können, macht sich jetzt die Luftwaffe startklar, um eine Staatsneugründung auf dem Balkan, wenn es sich nur irgendwie machen läßt, herbeizubomben. Die NA TO liefert den politischen Rahmen für die Bundeswehr - Bündnistreue kann sich so mal lohnen. Wer redet noch von UN Einsätzen ...

Deutschland erweckt in dieser Runde - als sei es schon Jahrzehnte her daß der Bundeswehr erlaubt wurde, sich an »Friedensmissionen« »out of area« zu beteiligen - auch gar nicht mehr den Anschein, als müßte es erst zum Waffengang gebeten werden. Volker Rühe bittet die Verbündeten diesmal lieber selbst zum Angriff Die zögerlichen Amerikaner werden dezent gedrängt. Bei der parlamentarischen Opposition im eigenen Land ist nicht mal das nötig. Ob grün ob braun ob henna - die Allparteien- Vertreter beteuern, ob es jemand wissen will oder nicht, daß sie den Kriegseinsatz der Bundeswehr, wenn er sich denn irgendwie ermöglichen ließe, gerne mittrügen. Insbesondere Joschka Fischer schwelgt in Verantwortungsphantasien. Nur so kann Deutschland schließlich (wer dann regiert, ist mithin unerheblich) langfristig handlungsfähig bleiben.

Ganz nebenbei wird durch das Vorgehen der BRD auch vorsichtig, aber unübersehbar, Rußland, das sich für die Serben stark macht, brüskiert und damit der deutsche Hegemonialanspruch unterstrichen. Die Mittelmacht läßt grüßen: Wir sind wieder wer

Konkret 07/98, S. 38

Georg Knepler

Hanns Eisler und die Nachwelt

Mit dem Ende des Realsozialismus scheint auch das Werk von Hanns Eisler kompromittiert, wird verfälscht und als Verirrung abgetan - wenn es überhaupt noch Beachtung erfährt. Das sollte es aber Eine Würdigung aus Anlaß des 100. Geburtstags des Komponisten

Wenn Schönberg von den wichtigsten Komponisten sprach, die aus seiner Schule hervorgegangen seien, nannte er drei Namen: Berg, Webern, Eisler. Die Nachwelt, soweit sie sich überhaupt für diese Art von Musik interessiert, kennt in der Regel nur die beiden Erstgenannten; über Eislers Werk und Leben liegt ein Schatten. Was oder wer diesen Schatten wirft, ist nicht offensichtlich.

Eislers Lebenswerk beurteilen zu wollen, ohne die welthistorischen Umstände zu berücksichtigen, auf die es reagierte und in die es eingriff, wäre so aussichtslos wie, vergleichsweise, Mozarts Dissonanzenbehandlung verstehen zu wollen, ohne das Weltbild der Aufklärung zu kennen. In Eislers Fall stehen für eine solche Aufgabe reiche Materialien zur Verfügung. Neben den Kompositionen gibt es da seine Schriften - Eisler gehörte zu jenen Musikern, die gleichgewichtig das Wort, das der Poesie und das der Umgangssprache, anwenden -, dann seine Gespräche, von denen viele transkribiert vorliegen, ferner Zeugnisse seiner Schüler. Diese Quellen mit den historischen Tatsachen zu konfrontieren, auf die neuerdings manche zugänglich gewordene aus den für unsere Zeit so typischen Geheimarchiven ein düsteres Licht werfen, ist eine faszinierende Aufgabe. Ich will dabei auch meine eigenen Erfahrungen mit Eisler, die über einen Zeitraum von dreißig Jahren reichen, heranziehen. Nicht, daß ich den anderen Quellen viel Neues hinzufügen könnte, wohl aber mag es gelingen, die sehr komplexen Situationen, in denen Eisler zeitlebens arbeitete, etwas leichter nachvollziehbar zu machen.

Daß Eislers in seiner ersten Schaffensperiode die Entscheidung traf, sein Talent der kommunistischen Weltbewegung zugute kommen zu lassen, ist bekannt. Die Umstände der Entfremdung zwischen Eisler und Schönberg, die daraus notwendigerweise sich ergab, machen zwei Arbeiten Albrecht Dümlings anschaulich: »Eisler und Schönberg« (1975) und »Schönberg und sein Schüler Hanns Eisler« (1976). Bedenkenswert ist Dümlings Hinweis darauf, daß Schönbergs damalige Kompositionen Bezug haben auf die geistigen Probleme der Zeit, so »daß sowohl die Männerchöre op. 35 als auch die Oper >Moses und Aron< erst im Kontext der Auseinandersetzung Schönbergs mit der Arbeiterbewegung und mit Eisler ganz verstanden werden können« (»Musikforschung« 1976, S. 458). Diese Auseinandersetzungen fanden in einer Situation statt, die keine Parallele in der bisherigen Geschichte hatte. Das jahrelange Massenmorden des Ersten Weltkriegs in damals noch unerhörten Proportionen, das Schicksal derer, die in den »Mittelmächten« -Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei - während des Krieges als Helden gepriesen, nach dem Krieg auf Bettlerniveau gehalten wurden, während die Herren der Banken, der Industrie und des Handels fabelhafte Gewinne einstrichen, das fortgesetzte Elend in der Welt, die damals noch nicht »die Dritte« hieß, die Verlogenheit der Kriegspropaganda - im britischen Empire war es angeblich »The war to end all wars«, in Deutschland war es »Ein Platz an der Sonne«, um den es ging, in Österreich wurden Hunderttausende »für Gott, Kaiser und Vaterland« in den Tod getrieben - all das zeitigte zwei unterschiedliche aber verwandte Phänomene. Massen von Menschen, besonders in der Arbeiterschaft, wollten mit Thron und Generälen abrechnen und ahnten oder durchschauten, daß manche der Herren den Krieg gewollt und vorbereitet hatten. Das andere Phänomen: Intellektuelle sympathisierten mit dieser Bewegung, suchten Zusammenhänge zu erkennen zwischen disparat scheinenden Ereignissen, fanden Kontakt zu den Massen. Das war die Situation, in der Eisler 1926 die Ideenwelt Schönbergs verließ.

Daß es Eisler nicht in erster Linie um Kompositionsmethoden ging, sondern um Fragen des Inhalts der Musik, hat er zeitlebens betont. Musik kann mehr als bloß sich selbst vom Komponisten auf die Musizierenden und die Musikhörenden transportieren; das war im Kreis um Schönberg eine Selbstverständlichkeit. Die Kammermusik Schönbergs und Alban Bergs verschlüsselt bekanntlich manchmal sogar privateste Erlebnisse. Daß Kunst sich mit Menschheitsfragen zu beschäftigen habe, sagte Eisler in immer wieder neuen Formulierungen in seiner Musik, in seinen Schriften, in seinen Gesprächen. Er berief sich in den letzteren gern auf Goethes Diktum, das »bißchen Innenleben« eines Autors sei bald erschöpft. In der deutschen Arbeiterbewegung spielten damals etwas verschlissene Vorstellungen eine gewisse Rolle, die vor allem in Männerchorstücken mittels altbackener Kompositionsmethoden eingängig gemacht wurden. Der neuen Massenbewegung, den Demonstrationen, den Streiks adäquate Musik gab es kaum. Hier griff Eisler mit unvorhersehbarer Wirkung ein; hunderte Millionen Menschen in aller Welt - Hörermassen, die damals sonst nur von der sogenannten U-Musik erreicht wurden - kannten, sangen Eislers Kampfmusik. Was er unter diesem Begriff verstand, waren vor allem einstimmige Lieder, ohne oder mit beliebiger Begleitung im Freien von Laien zu singen, dann Chorstücke neuer Prägung für geschulte Chöre, in Versammlungen vorzutragen, ferner am besten wohl als Chansons zu bezeichnende Stücke. Es ließen sich auch manche von Eislers Theater- und Filmmusiken der Kampfmusik zuzählen.

Eislers Entfernung von Schönberg isolierte ihn nicht von anderen Musikern des Schönbergkreises. Weberns Interesse für Eisler scheint nach 1926 eher größer geworden zu sein, er erkundigte sich nicht nur freundschaftlich nach Eislers Arbeiten und Ideen (siehe seinen Brief vom 19. April 1929 im »Sinn und Form«-Sonderheft »Hanns Eisler«, 1964), sondern setzte sich für Eislers politisch radikalste Kompositionen ein, was um so auffälliger war, als die Kompositionsmethoden der beiden Männer ja in denkbar unterschiedlichste Richtungen gingen. Ich war einer von den begeisterten Hörern, als Webern am 10. November 1929 im Großen Musikvereinssaal den ersten Teil eines Arbeiterkonzerts mit Eislers aufrührerischem »Auf den Straßen zu singen« beschloß. Noch 1931 dirigierte Webern, diesmal im Großen Konzerthaussaal, eine für eine Märzfeier zusammengestellte Suite von acht oder neun Chorstücken Eislers nach Worten Brechts. Auf Verständnis stieß Eislers Schritt bei Karl Rankl, wie ich aus Gesprächen mit ihm weiß, einem von Schönberg hochgeschätzten Musiker, bei dem Schönberg wenige Wochen vor seinem Tod (Brief vom 27. Juni 195 1) anfragte, ob er nicht aus dem Particell der »Jakobsleiter« die Partitur herzustellen bereit sei, vermutlich ohne zu wissen, daß Rankl Kommunist war.

Eingreifende Wirkung hatte im Kreis um Schönberg das Denken und Wirken von Karl Kraus, der nach der österreichischen Revolution 1918 von der Position eines gläubigen pazifistischen Gesellschaftskritikers aus zum Kampf gegen die kapitalistisch organisierte Bürgerwelt gekommen war, in den zwanziger Jahren die Sozialdemokratie von links kritisierte und noch 1934, als er sich bitter und enttäuscht vom Kampf zurückzog, sie »verfallsreif und absurd« sah (»Fackel« vom Juli 1934, Nr. 890, S. 179), »schon neben der größeren Konstruktion des Kommunismus«. Es war wohl Alban Berg, der konzeptionell Kraus am nächsten stand; der Gedanke, Opernstoffe bei Georg Büchner und bei Wedekind zu finden, geht sehr wahrscheinlich auf Anregungen zurück, die Berg aus Kraus' Schriften und Vorlesungen erhalten hatte; die von Berg initiierte Zeitschrift »23« versuchte bewußt, die Gesellschaftskritik der »Fackel« auf das Musikleben anzuwenden. Auch Schönberg selbst stand in seiner Wiener Frühzeit Karl Kraus nahe, obwohl dieser (Brief vom 26. Januar 1909) Schönbergs Kunst fernstand; in einer Widmung für Kraus, die Schönberg 1911 in ein Exemplar seiner *Harmonielehre* schrieb, heißt es: »Ich habe von Ihnen vielleicht mehr gelernt, als man lernen darf, wenn man selbständig bleiben will ... «

Freilich zog Schönberg eine ganz andere Lehre aus dem, was er bei Kraus gelernt hatte, als dieser. Das zeigt sich wohl am deutlichsten in drei Briefen, die Schönberg zwischen Ende August und November 1950 an Hermann Scherber schrieb, in denen er seinen Interpreten und Freund drängt, aufrichtig mitzuteilen, ob er Kommunist sei, es könne, wenn ja, keinerlei Kontakt zwischen ihnen bestehenbleiben. Diese befremdliche Position wird etwas plausibler, wenn man bedenkt, daß Schönberg Sorge hatte, in den Verdacht des mächtigen Komitees für unamerikanische Aktivitäten zu geraten, es ist aber deutlich, daß Schönberg den Antikommunismus zur eigenen Sache gemacht hatte. Scherchen teilte Schönberg am 30. September 1950 mit, er sei seit seiner Jugend Sozialist und kenne »als wahre sozialistische Gesellschaftsform nur die kommunistische«. Auch Eislers getreuer Wiener Freund Erwin Ratz war damals Kommunist und blieb zeitlebens Schönberg-Anhänger. Hätte Schönberg die Behandlung, die er als Therapie gegen »Weltverbesserungstheorien« Eisler angedeihen lassen wollte, nämlich ihn »wie einen dummen Jungen übers Knie legen und ihm 25 heruntermessen« (Brief vom 27. September 1927), bei allen seinen Freunden mit Weltverbesserungstheorien angewandt, er wäre nicht zum Komponieren gekommen. Ich will zu Protokoll geben, daß die freundliche Ärztin Dr. Mitzi Frischauf, die im Frühjahr 1933 meine Aufnahme in die damals Illegale Kommunistische Partei Osterreichs vermittelte und mir, als wir uns angefreundet hatten, bedauernd von Schönbergs kleinbürgerlichem Weltbild sprach, niemand anderer war als die von Schönberg 1909 porträtierte Textautorin seiner »Erwartung«, Marie Pappenheim.

Eislers zweite Schaffensperiode, die Zeit seines Exils aus Deutschland und Österreich, wurde zeitlich durch Ereignisse der großen Politik bestimmt. Sie begann, als die in Deutschland Herrschenden am 3 1. Januar 1933 einen neuen Manager der Ausbeutung, der Lüge und des Krieges, Hitler, zum Reichskanzler machten, sie endete, als die in den USA Herrschenden nach dem Sieg über Hitlerdeutschland ihr Bündnis mit der antifaschistischen Weltbewegung aufkündigten und propagandistisch Antikommunismus zum Hauptmerkmal ihrer Politik machten. Eisler kam in seinen Reisejahren, die ihn nach Frankreich, Belgien, Dänemark führten, zweimal - im Februar und dann wieder im Oktober 1935 - als Gast und Helfer revolutionärer Arbeiterorganisationen in die USA und traf dort Menschen, die ganz ähnlich motiviert waren wie die ihm aus der deutschen Arbeiterbewegung vertrauten. Bei seiner dritten Ankunft - am 20. Januar 1938 - kam er als einer, der nach erzwungenem, jahrelangem Umherreisen einen Standort sucht. Den fand Eisler auch wirklich, ein Jahrzehnt hindurch, in den USA, freilich belastet durch jahrelang bloß temporär gewährte Aufenthaltserlaubnisse, was wiederum Reisen nach Mexiko notwendig machte, und durch Schikanen der Behörden, zu denen auch die Androhung von Gefängnis und Deportation gehörte. Die Behörden zeigten, daß und wie sie die Politik des Antikommunismus auch auf einen inzwischen weltbekannt gewordenen Komponisten anzuwenden gedachten. Aber sie hatten es damals schwer und mußten schließlich, ein paar Jahre hindurch, nachgeben.

Denn Eisler hatte unter seinen Verbündeten auch einige mächtige, sogar die Frau des Präsidenten, Eleanor Roosevelt, setzte sich für ihn ein, und das stand in einer für die USA und für die Welt neuartigen Konstellation, wie Eisler gern ausführte, sich dabei auf bestimmte Ereignisse in der Geschichte der USA berufend: Die von Jefferson entworfene Unabhängigkeitserklärung der dreizehn englischen Kolonien von 1776 ging davon aus, daß alle Menschen, da gleich geboren, auch die gleichen Rechte haben »auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück«. Auch in der »Bill of Rights«,

Virginia, vom gleichen Jahr, waren diese Forderungen erhoben worden, sie gingen aber nicht in die Konstitution der USA ein und wurden in deren Realität nicht erfüllt. Als nun am 3. März 1933 Franklin D. Roosevelt Präsident wurde und der 73. Kongreß der USA zwischen März und Juni 1933 annähernd 70 Gesetze annahm, die der Regierung weitgehende Verfügungsgewalt über die Geschäfte von Bankdirektoren, Industriellen und Großgrundbesitzern sicherten und damit der Politik des »New Deal« die Voraussetzungen schufen, begann der umfassendste jemals unternommene Versuch, innerhalb des kapitalistischen Wettbewerbssystems politisch Gerechtigkeit durchzusetzen, ohne die Oberen entmachten zu können oder auch nur zu wollen.

Es gehört zu den Errungenschaften des »New Deal«, daß sich nunmehr kritische Stimmen deutlicher und vernehmlicher artikulierten, auch solche der Linken. Literatur, Künste, Theater, Musik, auch agitpropartige Spielgruppen wurden von der Roosevelt-Administration gefördert: Am 16. November 1933 erkannte sie die Sowjetunion an; am 26. Dezember des gleichen Jahres wurde »die Politik der guten Nachbarschaft« verkündet, was sich insbesondere auf andere amerikanische Staaten bezog. Im Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland näherten sich auch gewöhnliche Menschen in den USA und in der SU einander an, und hie und da regte sich in den USA sympathisierendes Verständnis für den Kommunismus. Es ist sehr zu hoffen, daß Forscher in den USA weiter an der Erhellung der Geistesgeschichte des »New Deal« arbeiten, auch, daß Musiktheoretiker vom Schenkerian zum Eislerian Research übergehen werden. Denn Eisler hat in seiner USA-Zeit Probleme aufgeworfen, die, im Grunde genommen, alle Musiker angehen. Da gab es, um damit zu beginnen, den Film. Eisler hatte die Chance, sein ästhetisches Konzept vor allem an experimentellen Filmen mit avanciertem musikalischem Material zu erproben (Betz, S. 154, faßt die Experimentziele knapp zusammen), dann auch an künstlerisch anspruchsvollen Filmen der Filmindustrie mit musikalischem Material, das dem allgemeinen Verständnis zugänglicher ist; schließlich hatte er die Möglichkeit, mit künstlerisch minderwertigen Filmen sein Brot zu verdienen, ohne seine handwerkliche Meisterschaft zu verleugnen. Dann gab es neue Möglichkeiten, Gesellschaftskritik in die Massen zu tragen: Für die Revue »A Song about America«, 1939 im Madison Square Garden aufgeführt, schrieb er ein jazzartiges Lied mit keck aufrührerischem Text »Sweet Liberty Land«, das in der linken Bewegung Furore machte. (Freilich schrieb er es unter einem Pseudonym, seine Feinde hatten vorübergehend nachgegeben, nicht aufgegeben.) Bei diesen und anderen Arbeiten sah Eisler, daß sein Begriff »bürgerliches Musikleben«, den er in Deutschland der Arbeiterbewegung vielleicht doch zu stereotyp entgegengesetzt gesehen hatte, einer Modifizierung bedurfte. Zu den vielen neuen Erfahrungen, die er in den USA machte, gehörte auch die, daß ein zweifelsfrei bürgerliches Publikum sich als aufgeschlossen erwies, nicht nur gegenüber neuen Kunstformen, sondern auch gegenüber neuen Gesellschaftsformen, die sich in der Roosevelt-Ära herauszubilden schienen.

Eisler hat in den USA sein Hauptmotiv nie aus Aug und Ohr verloren, nämlich in eine nachhitlerische Welt Musik einzubringen, die Menschen mit Vergnügen und mit Gewinn hören können. Er selbst hat 1936 anhand einer Auseinandersetzung mit der Zwölftonkomposition »die eigentümlichen Aufgaben, die unsere Zeit den modernen Komponisten stellt«, auf die Frage zugespitzt, ob die Zwölftontechnik »für alle Arten des Musizierens brauchbar ist«. Ich meine, es ist zu zeigen, daß Eisler, erstens, die Frage kompositorisch zu beantworten suchte, indem er Zwölftonmodelle in mehreren Gattungen daraufhin erprobte, ob und wie sich, von ihnen ausgehend, zeitliche Ausdehnung (nicht nur durch Umkehrung und Krebs) zu erreichen ist und wie sie sich formbildend bewähren; daß er, zweitens, die in Europa traditionell-tonale Kompositionsmethode einer durchaus vergleichbaren Erprobung ihrer Kommunikationsmöglichkeiten unterwarf, indem er sie nach verschiedenen Seiten hin (am wenigsten nach der harmonischen) zu erweitern suchte, daß er, drittens, durch Anwendung der Begriffe »inhaltlich« und »fortschrittlich« auf Musik - sie solle »nicht nur formal, sondern auch inhaltlich fortschrittlich« werden -, die Aufgaben moderner Komponisten erweitert sah: Sie sollten das Kommunikationsmittel Musik einbeziehen in die Lösung eines Menschheitsproblems: die Durchsetzung der gerade in den USA immer lebendig gebliebenen Forderung nach den selbstevidenten gleichen Rechten aller Menschen.

Als Roosevelt 1945 starb, wurde die Politik des »New Deal« radikal abgebrochen und durch die des Kalten Kriegs mit Antikommunismus als Herzstück ersetzt. Eisler gehörte zu denen, die die Konsequenzen am eigenen Leib verspürten, er wurde am 11. Mai 1947 und dann wieder am 24. September von einem Unterausschuß des Komitees zur Untersuchung anti-amerikanischer Tätigkeiten verhört, am 6. Februar 1948 vor das Komitee selbst zitiert und mußte am 26. März 1948, um der Ausweisung zuvorzukommen, die USA verlassen.

Als Wohnsitz für seine dritte Schaffensperiode kamen natürlich Berlin und Wien in erster Linie in Betracht. Da es ihm in Wien weder an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst noch am Konservatorium der Stadt gelungen war, eine Professur für Komposition zu erhalten, nahm er das Angebot der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik an, in Ostberlin seinen Wohnsitz zu nehmen. Er hätte das Experiment eines Aufbaus des Sozialismus in Ostdeutschland auch von den USA oder von Wien aus unterstützen können, vielleicht sogar wirkungsvoller. Aber die DDR und das Haus in der Pfeilstraße 9 in Berlin-Niederschönhausen hatten mehr zu bieten als ein finanziell und sozial gesichertes Leben. Eisler galt hier als der erste Komponist des Landes: Er war Mitbegründer und Mitglied der Akademie der Künste der DDR, er hatte dort eine Meisterklasse für Komposition, ferner wurde er Vorstandsmitglied des von ihm mitbegründeten einflußreichen Komponisten-Verbandes; er erhielt eine Professur für Komposition (die ihm an der von mir gegründeten und 1950

eröffneten Hochschule für Musik anzubieten ich die Ehre und das Vergnügen hatte). In Ostberlin konnte er sowohl mit Brecht als auch mit Ernst Busch und vielen anderen alten und neuen Kampfgefährten zusammenarbeiten. Vor allem aber arbeitete er hier in einem Land, dessen Staatspartei und Regierung dasselbe Programm hatten - weltanschaulich, ökonomisch, sozial, politisch und sogar ästhetisch - wie er selbst. Daß bei der Umsetzung von Programmen in Maßnahmen enorme Probleme entstehen, zeigte sich allerdings bald, auch und gerade an Eislers Arbeit. Ich will auf dieses Problem mit einiger Ausführlichkeit eingehen. Die dritte Schaffensperiode Eislers ist nicht darzustellen, wenn nicht Verständnis hergestellt wird für Probleme, die ihn anregten, hinderten und wieder belebten. Es ging um Probleme, die für das Musikleben unserer Zeit überhaupt charakteristisch sind.

Eisler arbeitete seit 1950 an einem Libretto zu einer Oper, die er »Johann Faustus« nannte und 1952 im Druck erscheinen ließ. Gegenstand seiner Oper ist der Intellektuelle, der die Not der Unterdrückten zwar sieht, aber sich auf die Seite der Macht schlägt. (Auch Brecht hat sich mit diesem Gegenstand dauernd beschäftigt, noch in seinem letzten Theaterstück *Turandot oder Der Kongreß der Weißwäscher* geht es darum; Eisler hat das Stück nach Brechts Tod als Opernstoff erwogen.) Seinen Faust stellt Eisler in die deutschen Bauernkriege des 16. Jahrhunderts. Selber Bauernsohn, sieht Johann Faustus die Gerechtigkeit der Sache der Bauern, ist aber zu feige, sich zu ihnen zu bekennen. Er läuft, seine eigene Schwäche erkennend und beklagend, zu den Fürsten über. Eisler dürfte geahnt haben, daß sein Werk auf Widerstand stoßen würde, aber er hat wohl nicht mit der Giftigkeit gerechnet, die sein Opernlibretto in der SED-Führung freisetzen würde. Sie eröffnete eine Kampagne, die gleichzeitig nicht-öffentlich innerhalb der Akademie der Künste und in der Öffentlichkeit geführt wurde. Die Mitglieder der Akademie trafen sich in dieser Angelegenheit dreimal im Rahmen der sogenannten Mittwochgesellschaft (13. Mai, 27. Mai, 10. Juni 1953); im »Neuen Deutschland«, dem Zentralorgan der SED erschien ein prinzipiell gemeinter Artikel am 14. Mai, also am Tag nach dem ersten Akademietreffen, gefolgt von (zweifellos bestellten) Leserbriefen und weiteren Artikeln dort und in Zeitschriften.

Wer heute *Die Debatte um Hanns Eislers »Johann Faustus«* nachzuvollziehen sucht - unter diesem Titel hat Hans Bunge 1991 die besagten Gespräche in der Mittwochgesellschaft nach dem stenographischen Protokoll, ferner alle relevanten Artikel, mehrere Notizen, Briefe, Briefentwürfe dokumentiert -, wer all das heute durchgeht, wird wohl vor allem von der kolossalen Widerwärtigkeit und Dummheit mehrerer Beiträge von Eislers Kritikern beeindruckt sein. Was die Dummheit angeht, traf Eisler sie in einem kurzen Wortwechsel mit Johannes R. Becher, der zu Eislers Kritikern gehörte, sich jedoch von manchen Argumenten Brechts beeindruckt zeigte. Das Protokoll der dritten Zusammenkunft (S. 229ff.) gibt den Wortwechsel so wieder: »Becher: ... Du (zu Eisler) meinst, wir sind dir nur dialektisch überlegen. Eisler: Nein, rhetorisch! (große Heiterkeit).«

In der Mittwochgesellschaft fand Eislers Libretto mehrere Verteidiger. Hermann Duncker, der in der DDR großes Ansehen genießende Marxismuslehrer, sagte, er verstehe nicht, wie diesem Libretto nachgesagt werden könne, es sei nicht positiv, »von einem Publikum von Arbeitern und Werktätigen« würde es sofort »als positiv empfunden werden«. Helene Weigel setzte sich in mehreren knappen Einwürfen für Eisler ein. Desgleichen Arnold Zweig, der den Einfall hatte, Eisler würde allen Mißverständnissen entgehen, wenn er die Titelfigur seines Werkes nicht Faust nenne, sondern Agrippa von Nettesheim. Walter Felsenstein wandte sich scharf gegen die von den aggressivsten Kritikern, die er beim Namen nannte, gebrauchte »Aburteilungsmethode«, mit der Eisler »nahezu zum kulturpolitischen Verbrecher und Vaterlandsverräter« gemacht worden war, und warf die rhetorische Frage auf, ob »wir uns mit dieser Art der Aggression und der Ableitung allgemeiner Absichten Eislers auf seinem Berufsgebiet nicht vielleicht doch auf einem Irrweg« befinden, er jedenfalls habe sich, falls die Musik gelingen sollte, die Uraufführung des Werkes in der Komischen Oper gesichert. Den stärksten und am wirkungsvollsten argumentierenden Verteidiger, der erkennbar Wirkung auf manche der Teilnehmer hatte, fand Eisler in Brecht. Wie ein Lehrstück für das, was Brecht unter Eingreifen verstand, lesen sich seine Diskusionsbeiträge. An das allgemeine, nicht-spezifische Urteilsvermögen der Teilnehmer appellierend, seine eigenen spezifisch auf das Ästhetische gerichteten Erfahrungen einbringend, übte er die sanfte Gewalt der Vernunft.

Den in der Mittwochgesellschaft wie ein Generalstaatsanwalt des Politbüros der SED auftretenden Wilhelm Girnus behandelte Brecht nicht wie einen Feind, sondern wie einen Aufklärungsbedürftigen. (Das war er auch. An seiner Überzeugung, das Beste für den Sozialismus zu tun, kann kein Zweifel sein. Ich kannte Girnus über Jahre hin, in seiner Eigenschaft als Staatssekretär war er mir zeitweise eine Art von Vorgesetzter.) In den Ausführungen Girnus' fand Brecht zwei Argumente, mit denen er übereinstimmte: Ginge aus Eislers Werk hervor, die deutsche Geschichte sei eine Kette von Miseren gewesen, es müßte verworfen werden. Und: Die Kraft der Bauern sei in der Figur des Karl unzulänglich gezeigt. Aber, argumentierte Brecht, das Werk zeigte die deutsche Geschichte eben nicht als Kette von Miseren, und, was die Darstellung der Macht der Bauern angehe, rate er Eisler zu Korrekturen, was Eisler akzeptierte, er wolle unter anderem kräftige Chöre der Bauern komponieren. Auf diese Weise lenkte Brecht den Blick der Diskussionsteilnehmer auf die Zentraldummheit in dem von Girnus überbrachten und geteilten Konzept des Politbüros: Besser als die begabten, sozialistisch denkenden, erfahrenen und erfolgreichen Künstler wisse das Büro, wie es weiterzugehen habe mit der Kunst.

(Ich weiß, wovon ich spreche, ich meinte das zeitweise auch. Noch 1951 sah ich in Brecht-Dessaus »Verhör des Lukullus« den Inbegriff dessen, was wir damals unter »Formalismus« verstanden, und setzte mich dafür ein, das von Scherchen mit

dem Ensemble der Staatsoper bereits einstudierte Werk nicht in den Spielplan zu übernehmen. Ich war in den dreißiger Jahren zur kommunistischen Weltbewegung gestoßen, erkannte, daß ich mit bürgerlichen Wertbegriffen und Denknormen zu brechen hatte, was zweifellos richtig war, und erblickte nicht nur im Programm, sondern auch in allen Maßnahmen der Sowjetregierung den einzig richtigen Weg in die Zukunft, was zweifellos unrichtig war. Eine öffentlich ausgesprochene und im kleinen Kreis weitererörterte Mahnung Eislers an uns, die Kritik an der Moderne genauer zu differenzieren, machte manche von uns nachdenklich. Ich habe auch eine Bemerkung Eislers nie vergessen, die er im Gespräch machte: »Wenn ihr eine bessere Sowjetunion wollt, müßt ihr sie euch an die Wand malen.« Aber erst der 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der SU, in dem Stalins Verbrechen teilenthüllt wurden, überzeugte manche von uns, daß wir unser gesamtes Konzept vom Kommunismus neu zu durchdenken hatten.)

Wäre es nach der Mittwochgesellschaft gegangen, die Erörterungen über »Faustus« hätten Eisler ermutigt, das Werk zu vollenden. Aber es ging eben nicht nach ihr. Die demokratischen Formen innerhalb der Akademie sollten deren Mitglieder gewinnen, die Behandlung der Öffentlichkeit hingegen war alles andere eher als demokratisch, und die ganze Kampagne hatte ein weitergestecktes Ziel als ein Opernlibretto. Künstler, Kunsttheoretiker und Kunstbedürftige sollten verstehen lernen, daß auch im Haus der Kunst das Politbüro Herr ist.

In dieser Atmosphäre des Mißtrauens, der Anschuldigungen, drohender Weiterungen für sich und andere konnte Eisler an die Komposition seiner Oper nicht denken. Es war die Zeit, da auch außerhalb der Sowjetunion jene schandbaren Gerichtsverfahren durchgeführt wurden, in denen Kommunisten, die Stalin und seinem Politbüro nicht genehm waren, scheinlegal ermordet wurden; heute ist bekannt, was damals nur geahnt und befürchtet werden konnte: Auch für die DDR hatte die Führung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ein solches Verfahren vorgesehen, erst nach Stalins Tod wurde es fallengelassen. Eisler nahm den Anlaß eines Auftrags der »Wien-Film« zur Komposition einer Filmmusik wahr, auch hatte er einen Vertrag, gemeinsam mit Felsenstein das Drehbuch zu einem »Fidelio«-Film zu verfassen. Er zog sich in seine Wiener Wohnung zurück. Von dort aus schrieb er am 30. Oktober 1953 einen Brief an das Zentralkomitee der SED (der Wortlaut findet sich bei Bunge, S. 263f.), in dem es heißt: »Nach der Faustus-Attacke merkte ich, daß mir jeder Impuls, Musik zu schreiben, abhanden gekommen war. So kam ich in einen Zustand tiefster Depression, wie ich sie kaum jemals erfahren habe. Ich habe nun aber keine Hoffnung, den für mich lebenswichtigen Impuls, Musik zu schreiben, anderswo wieder zu finden als in der Deutschen Demokratischen Republik.«

Diesen Brief richtete Eisler nicht an das Politbüro, wo der kunstferne Ulbricht ihn interpretiert hätte, sondern an das Zentralkomitee der SED, in dem damals noch Männer und Frauen waren, mit deren Verständnis Eisler rechnen konnte. Wie er selbst die Weltsituation und die Rolle des Kommunismus in ihr sah, geht vielleicht am deutlichsten aus einer Tagebucheintragung aus dem Jahr 1953 hervor *(Schriften II, S.* 265): »Es ist ein Jammer, wenn man die Geburtswehen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung betrachtet. Wieviel Mut, Talent, Disziplin, Heroismus, wieviel härteste Arbeit, wieviel Intelligenz und wieviel Dummheit! Große Erfolge, die wieder durch unsägliche Fehler in Frage gestellt werden.«

Nichts ist irriger als die gelegentlich geäußerte Meinung, bei Eislers Kommunismus handle es sich um träumerisch-utopische Ideen. Er hatte ganz konkrete Vorstellungen von dem zu Leistenden, und seine Wortwahl -wenn er nicht gerade provokatorisch überspitzte - war präzise. Wenn er (in der oben zitierten Tagebuchnotiz) von Mut und Heroismus sprach, dachte er bestimmt nicht an die DDR, sondern an den Aufbau der Sowjetunion, besonders den ersten Fünfjahresplan. Aber Talent, Disziplin, härteste Arbeit, die fand er auch in der DDR. Die »großen Errungenschaften«, auf die er sich immer wieder bezog, sah er als historische Stufen der Humanisierung. Wie es Menschheitsforderungen in der Geschichte ergangen war und in seiner Gegenwart erging, verfolgte er in historischen Tigersprüngen. Wie war das mit der Forderung nach der Gleichberechtigung aller Menschen? In die Unabhängigkeitserklärung und in die Konstitution von Virginia und anderen Staaten war die Forderung eingegangen, nicht in die Konstitution der USA und nicht in deren Praxis, wie er, gern am Beispiel der bevorzugten Bankdirektorenbabys, ausführte. Wie es dieser Forderung im revolutionären Frankreich erging und wie unter Napoleon, dessen Wirken Eislers besonderes Interesse galt, und wie es mit der Verwirklichung der Gleichheit der Menschen seither steht, war ein ständiger Gegenstand seiner Kompositionen und seiner Gespräche.

Konkrete Maßnahmen zur Verwirklichung der Menschenrechte sah Eisler in den ersten Dekreten der Sowjetregierung, erlassen am 7. und 8. November 1917, in denen gesetzlich festgelegt wurde, daß die Produzierenden Kontrolle haben über Produktion, Produkte und Finanzen und daß Grund und Boden von privatem in gesellschaftliches Eigentum überführt wird. Wie diese Gesetze, von der Roten Armee 1945 nach Ostdeutschland gebracht, hier in konkrete praktische Maßnahmen umgesetzt wurden, verfolgte Eisler mit kritischer Aufmerksamkeit. Vieles funktionierte. Grund und Boden war auch in der DDR unverkäuflich und wurde Menschen zur Verfügung gestellt, um darauf Getreide anzubauen oder Gemüse oder Obstbäume - wobei »Obst und Sozialismus antagonistische Widersprüche zu sein scheinen«, wie Eisler den permanenten unverständlichen Obstmangel der DDR kommentierte -, und wenn sie Haus und Garten brauchten oder ein Grab. Auch daß in der DDR Bankdirektoren die Aufgabe hatten, Produktion und Konsumtionsfluß finanziell zu sichern, sich aber in Ausübung dieser Geschäfte nicht zu Beherrschern des Landes machen konnten, zählte Eisler zu den Errungenschaften.

Und solche sah er auch im Musikleben. Die Hochschule, an der er wirkte, war, zusammen mit den vier anderen Hochschulen für Musik, die die DDR damals hatte, die erste in der Geschichte Deutschlands, die Studenten aus dem Begabungsreservoir des ganzen Landes wählen konnte; wir hatten die Voraussetzungen und die Einrichtungen dazu geschaffen. Das Einkommen der Eltern spielte keine Rolle, Studiengebühren gab es nicht, und Studenten erhielten ein kleines Stipendium, das ihnen unter bescheidenen Verhältnissen gestattete, sich ganz dem Studium zu widmen: Erst Jahre später folgte Vergleichbares in der Bundesrepublik. Neunundvierzig Opernensembles gab es an den Theatern der DDR, mit Schmunzeln nahm Eisler zur Kenntnis, daß die DDR, bezogen auf die Bevölkerungszahl, damals das opernreichste Land der Welt war, anerkannte mit Respekt manche treffliche Opernaufführung auch kleinster Theater, begrüßte es, daß sie den Auftrag hatten, zeitgenössische Opern aufzuführen, fragte sich und Musiker in seiner Umgebung jedoch, ob neunundvierzig Opernensembles am Leben zu erhalten, machbar und konzeptionell richtig sei. Es erwies sich als nicht richtig, was zu den vielen Einsichten gehörte, die die Parteiführung nicht zur Kenntnis nahm. So verfolgte Eisler das Ineinander und Miteinander von großen Errungenschaften und unsäglichen Fehlern im Kleinen und im Großen, in ein und derselben Bewegung, in ein und derselben Partei, in ein und demselben Individuum. Charakteristisch beispielsweise die wenigen Zeilen, die Eisler für die Zeitschrift »Musik und Gesellschaft« anläßlich des 10. Jahrestages der Republik schrieb; sie heben anfangs »die enormen Leistungen unserer Republik« hervor und schließen so: »Wieviele Fehler haben wir noch zu vermeiden und wieviel Gutes und Nützliches haben wir noch zu leisten! «

Die gleiche prüfende Unbefangenheit wollte er auf Kunstwerke angewandt wissen, einschließlich der eigenen. Die Genialität und die Meisterschaft zum Beispiel in Wagners Partituren sah und hörte Eisler so gut wie irgendeiner, aber schärfer als die meisten sah er auch die Unsäglichkeiten in dessen Weltbild nach dem Verebben der revolutionären Bewegungen in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. An Alban Bergs »Lulu«, einem Werk, dessen Musik er »herrlich« fand, kritisierte er, voll Bewunderung für den hohen Rang seines Komponisten, dessen Textbehandlung und den Text Wedekinds - die Prostitution sei, etwa in Zolas *Nana,* weit tiefschürfender dargestellt worden *(Schriften II, S.* 89ff.). Und als Eisler selbst, nach fast dreißigjähriger Unterrichtspraxis, in Ostberlin wieder Komposition zu unterrichten begann, meinte er, der erste, den es jetzt zu unterrichten gelte, »war ich selber. Denn es mußte alles praktikabel sein, ohne dabei Gründlichkeit, Fundiertheit, auch Raffinement der Theorie aufzugeben. ... In der Komposition mußte ich wieder umlernen. Methoden, die ich lange für gut hielt, mußten verändert werden. Vereinfachungen, wie sie vor dreißig Jahren gingen, gingen jetzt nicht mehr. Das Ziel, leichte Faßlichkeit mit neuen Mitteln, mußte neu erarbeitet werden. Meine Fehler auch selber zu erkennen - für einen Musiker ein unbürgerliches Verhalten - und sie so gut wie möglich zu korrigieren, war wichtig.«

»Es soll nunmehr ein Lied gesungen werden, das Kunde gibt von einer neuen Zeit«, so lauten die Worte eines der vielen Lieder, die Eisler 1950 zu Gedichten von Johannes R. Becher schrieb, »Neue deutsche Volkslieder«, Lieder im präzisen Sinn des Wortes, einstimmig von Solisten oder von einstimmigem Chor zu singen, am besten von Kinder- oder jugendlichen Stimmen, mit Klavier- oder sonst beliebiger Begleitung. Mehrere Bearbeitungen erschienen in rascher Folge, Übersetzungen auch ins Russische und Polnische. Eisler ließ der ersten Folge weitere Lieder folgen. Offenbar hatte er eine der Aufgaben des Komponisten in einer neuen Zeit - Musik für den Gebrauch von Laien zu schreiben - richtig gesehen. Er hat, aus Überlegungen solcher Art, zwei Gattungen überhaupt nicht bedacht: Kammermusik und Sinfonik, obwohl er den Auftrag zur Komposition einer Symphonie angenommen hatte. Dennoch blieben auch die großen Formen nicht unberücksichtigt. Für festliche Anlässe schrieb Eisler 1949 die »Rhapsodie für großes Orchester« mit Sopransolo nach Worten Goethes, 1951/52 »Das Vorbild« für Orchester und Altsolo, gleichfalls nach Worten Goethes. Für ähnlich große Besetzung, aber natürlich in ganz anderem Stil, entstanden 1949 in Wien zwei Kampflieder - vorübergehend verfügte die Arbeiterbewegung auch in Osterreich über große Säle und große Orchester -, eines nach Worten von Ernst Fischer, eines nach Worten von dessen Bruder Walter. 1950 entstand die Kantate »Mitte des Jahrhunderts« nach Worten Bechers; auch die bedeutendere Kantate »Die Teppichweber von Kujan-Bulak« nach einem Text von Brecht, 1957, ist hier zu nennen. Und natürlich die »Deutsche Sinfonie«, deren letzten von elf Sätzen Eisler 1958 für die erste Aufführung des Werkes in der Staatsoper unter den Linden 1959 nachkomponierte.

Am reichlichsten bedacht hat Eisler in diesen Jahren jene Gattungen, die er (in einer nicht glücklichen Wortwahl) »angewandte Musik« nannte. Wenn sich Musik mit dem Theater, dem Film, dem Ballett, dem Wort, dem Bild (zum Beispiel mit dem projizierten Lichtbild) verbindet und verbündet, hat sie, wie Eisler wohl zu recht meinte, bessere Chancen, großen Hörerkreisen neue kompositorische Mittel und Methoden faßlich zu machen. So hat Eisler in seiner DDR-Zeit mehr als ein Dutzend Theatermusiken auf die Bühne gebracht. Für die im Berliner Ensemble aufgeführten Stücke von Brecht konnte Eisler auf seine in den USA entstandenen Kompositionen zurückgreifen; mindestens neun Musiken, darunter für in Wien aufgeführte Stücke von Nestroy, sind neu. Gleichzeitig entstanden, meist in den fünfziger Jahren, acht Filmmusiken und eine für ein Fernsehstück: »Lofter«, 1958.

Dieses große Corpus von Theater- und Filmmusiken ist, soweit ich weiß, in seinen inneren Zusammenhängen noch nicht untersucht worden, erst recht nicht in seinem Verhältnis zu den anderen gleichzeitigen Kompositionen Eislers. Schon rein umfangmäßig war es eine erstaunliche Leistung; rechnet man auch die von Eisler zur Publikation vorbereiteten Stücke

hinzu - sechs von den insgesamt zehn Bänden der von der Akademie der Künste veranstalteten Ausgabe von Liedern und Kantaten hat er noch erlebt -, kommt man zu annähernd dreihundert Notentexten, die in den nicht ganz vierzehn Jahren von Eislers DDR-Zeit über seinen Schreibtisch gingen. Dazu kommen zahlreiche Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, seine Konzerteinführungen, Diskussionsbeiträge, Vorträge; sie füllen in der Schriftenausgabe von G. Mayer rund vierhundert Seiten. Vor allem aber bleibt zu entdecken, daß der Ertrag dieser Jahre mit Eislers Meisterwerken und seinen brillanten Einsichten dem Experiment eingeordnet war, nicht nur die Feste, sondern den musikalischen Alltag einer sich neu organisierenden Gesellschaft gestalten zu helfen. Wie er beschaffen sein soll, dieser Alltag, war, wie Eisler genau wußte, nicht vorzusehen oder zu -hören, er mußte erprobend, zuhörend, mitdenkend, eingreifend gestaltet werden. Die Kriterien, nach denen Eisler beurteilen wollte, welche seiner früheren Kompositionsmethoden nun als »Fehler« zu gelten hätten, waren selbst erst zu erarbeiten.

Die Arbeit an der Überwindung des musikalischen Analphabetismus würde Generationen dauern, das war klar. Der Kampf gegen die Dummheit in der Musik war auf einen unerwarteten Gegner gestoßen: die Parteiführung der Staatspartei, aber immerhin wuchs in Kreisen von Musikern die Einsicht, was gemeint war: »Ich sage noch einmal«, meinte Eisler zu Hans Bunge (Gespräch vom 24. August 196 1), »daß ich nicht gegen moderne Methoden in der Musik bin, die ich selbst seit meiner Jugend angewandt habe, sondern nur dagegen, daß moderne Methoden in der Musik mißbraucht werden für Dummheit. Das sollte man sich genau überlegen.« Gegenstand stetiger Überlegung und Erprobung war es, welche neuen Mittel - und wieviel von ihnen - der Gruppe von Hörern, für die eine Komposition jeweils bestimmt war, zugedacht werden konnten. Worin Eisler an Schönbergs Zwölftonmethode anknüpfen, worin er sich von anderen Schülern Schönbergs und von ihm selbst unterscheiden wollte, hatte er nunmehr entschieden. (Eberhardt Klemm hat 1964 eine wichtige Arbeit zu diesem Problemkreis veröffentlicht.) Eisler spricht in dem Lied »Die Krücken« nach Worten Brechts, 1958, aus, von welcher Philosophie er sich dabei leiten ließ. Es ist für seine Verfahrensweisen aufschlußreich, daß er dem Lied auch eine »zweite (volkstümliche) Fassung für Ernst Busch« gab, wobei das eingeklammerte Wort sich halb ironisch, halb ernst auf die in der Formalismusdebatte positiv gemeinte Vokabel bezieht.

Nach wievielen Seiten hin Eisler verschiedene Techniken, alte, neue, alterprobte und unerprobte weitertrieb, zeigen seine Spätwerke. In streng gehandhabte Tonalität mengen sich von Dreiklangsharmonik befreite Dissonanzen, Themenbildungen, Bauweisen. Spielerisch und doch tiefernst geht Eisler beispielsweise mit einem »Elftomnodell« um in dem (vielleicht nicht zufällig elftaktigem) Lied »Um meine Weisheit unbekümmert« nach einem Text Hölderlins; hart nebeneinander stellt er Musikstücke in tonaler und in Zwölftontechnik in der »Deutschen Symphonie«; zu einer für ihn sehr charakteristischen Synthese der beiden Techniken gelangt er in den »Ernsten Gesängen«.

Zufrieden mit seiner Leistung und zufrieden mit der Entwicklung der DDR war Eisler nicht. In der Partei- und Staatsführung nahmen die Jasager und die Nichtssager zu. Einzelsiege, wie etwa 1954 die Auflösung der 1951 gegründeten, kunstfern und kulturlos geleiteten Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten, konnten darüber nicht hinwegtäuschen. Die »Faustus«Affäre war kein Einzelfall, der angemaßte Alleinentscheidungsanspruch einer führenden Gruppe innerhalb der Staatspartei erstreckte sich, wenn auch nirgends mit solcher Entschiedenheit wie im Bereich der Kunst, prinzipiell auf alle Gebiete des Lebens. Daß dies ein Symptom des Verfalls der kommunistischen Weltbewegung mit der Sowjetunion als führender Macht war, wurde unabweisbar.

Den Zusammenbruch der DDR hat Eisler nicht mehr erlebt, aber die »Ernsten Gesänge«, Eislers letzte abgeschlossene Komposition, nimmt den Zusammenbruch vorweg - und dessen Überwindung. Eisler nimmt ältere Kompositionen auf und bringt ihre Inhalte in einen philosophisch-politischen Zusammenhang: das Bewußtsein des Vertriebenseins, das ihn 1939 in Mexiko City (und nicht nur dort) befallen hatte, die den »Jahresdaten« geschuldeten Traurigkeiten, die Verzweiflung, die er 1953 im Jahr der »Faustus«-Debatte (und nicht nur damals), empfand, die Hoffnung, die sich, fern aller poetischen Bilder, an den 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion knüpfte, die Befreiungsbewegung werde ihr Ziel - »Leben ohne Angst zu haben« - nun doch erreichen. 1961 und 1962 entstehen die Einleitung »Vorspiel und Spruch« und die beiden letzten Stücke des Werkes nach Worten Hölderlins und Stephan Hermlins, die die neugewonnene traurige Heiterkeit der letzten Lebensjahre im Sinne von Hölderlins schönem Spruch formulieren: »Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen, hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.« Den nahen Tod ahnend, in der Gewißheit, das Ziel nicht zu erreichen - »Neues wächst aber fort« -, beschließt der Musiker-Denker-Kämpfer sein Lebenswerk »künftigen Glückes gewiß«. Eine Fülle musikalischer Formen, Farben, Töne, Techniken, zu komplex, um hier erörtert zu werden, macht das Werk, das adäquat aufzuführen äußerst schwierig ist - auch zu einem Kompendium von Eislers musikalischem Vermächtnis.

Es gibt bereits eine ausgedehnte Literatur über Eisler. Zahlreiche Analysen einzelner seiner Werke und Werkgruppen liegen vor, seit Adorno, Stuckenschmidt und andere schon in den zwanziger Jahren sich mit seinen Stücken auseinandersetzten, mehrere Biographien und Einführungen sind erschienen. Aber nur wenige Autoren beziehen das geistige Umfeld und die politischen Situationen, in denen Eisler und seine Freunde wirkten, in ihre Analysen ein. Manfred Grabs hat auch in dieser Hinsicht Pionierarbeit geleistet, genannt sei sein unentbehrliches Handbuch *Hanns Eisler. Kompositionen - Schriften -*

Literatur Albrecht Betz war wohl der erste, der mit seinem *Hanns Eisler Musik einer Zeit, die sich eben bildet,* 1976 die Problemfelder umriß, die in frühen Arbeiten aus der DDR entweder nicht gesehen werden konnten oder wurden. Jürgen Schebera, dessen frühe in der DDR erschienenen Schriften solche Probleme benennen, bildete da eine Ausnahme. Eine besondere Stellung nimmt das von David Blake geleitete Werk *Hanns Eisler A Miscellany* (1995) deshalb ein, weil es Eislers eigene literarische und theoretische Schriften (ins Englische übersetzt) zu Wort kommen läßt und sie kombiniert mit von Fachleuten vorgenommenen Analysen von Eislers Kompositionsweisen, Verhaltensweisen, seinem Denken.

Als beispielhaft dafür, wie Eislers Werk mißverstanden und, was besonders für seine DDR-Schaffensperiode gilt, mißdeutet wird, seien zwei herausragende Versuche etwas näher betrachtet: ein 1996 erstaufgeführter, eindrucksvoller, ausführlicher (fast eineinhalbstündiger) Dokumentarfilm über Eisler, »Solidarity Song - The Eisler Story«, und die Auseinandersetzung mit Eisler, die Hermann Danuser in *Die Musik des 20. Jahrhunderts* vornimmt. Der Film wurde von einem begabten, erfahrenen Dokumentaristen, Larry Weinstein, geleitet, der mit feinem Gespür für die Möglichkeiten, Bin Ton, Wort miteinander kontrapunktisch zu verbinden, Eislers Wirken im vorhitlerischen Deutschland aufwühlend nacherleben läßt, auch den Kampf im Namen des Antikommunismus, den Eislers Verfolger in den USA gegen ihn führten, eindrucksvoll dokumentiert, aber bei der Darstellung von Eislers DDR-Zeit, die das letzte Drittel des Films einnimmt, versagt. Nicht einmal die Ereignisse dieser Jahre, geschweige denn ihre Konflikte und Probleme läßt der Film auch nur erahnen, offenbar kennt Weinstein sie gar nicht. So kann er Eislers »Faustus«-Krise des Jahres 1953 zur finalen Lebenskrise machen, läßt also Eislers Wirken während seiner vierzehn DDR-Jahre verschwinden. Was Eisler bis zum letzten Lebenstag verteidigte und zu verbessern suchte, das DDR-Regime, wird bei Weinstein zur Wurzel des Übels, Ansätze zu Neuem, irgend etwas Positives gab es nicht, und Eislers Kommunismus war eine weltfremde Utopie.

In der eindrucksvollsten Passage des Films kündigt Weinstein sein Einverständnis mit Eisler und mit der historischen Wahrheit vollends auf. Zu einem grandiosen Musikstück im pathetischen Stil, »Deutschland, bleiche Mutter« aus der »Deutschen Symphonie«, zeigt der Film den Mauerbau 1961. Nun hat Eisler den Mauerbau erlebt; zu seinen letzten literarischen Arbeiten gehört der am 30. August 1961 in der »Weltbühne« veröffentlichte »Offene Brief an Günter Grass«, in dem Eisler nach mehreren Anläufen in sorgfältiger Formulierung seinen Adressaten auffordert, »unsere Maßnahmen am 13. August zu verstehen« *(Schriften II,* S. 474). Eisler wußte und bedachte, wie damals viele wußten und bedachten, daß dieser harte Schritt die Grenze nicht nur zwischen zwei Teilen des ehemaligen Deutschen Reiches, sondern zwischen zwei Weltsystemen befestigte. Ohne diese Befestigung wäre die DDR ausgeblutet. Eisler erlebte seit etwa der Mitte der fünfziger Jahre, daß manche Studenten, die wir mit großem Aufwand ausgebildet hatten, mit dem Abschlußzeugnis in der Tasche sich für 20 Pfennige eine S-Bahnkarte kauften und in die BRD emigrierten, um dort lukrativere Stellen zu erhalten, als wir sie zu bieten hatten. Und uns verlorengegangene Musikhochschulabsolventen waren noch nicht die schlimmsten Verluste.

Die Mauer zog notgedrungen die empfindlichste Grenze der damaligen Welt. Weinstein jedoch hat nicht bedacht, daß Zwischenfälle an der Mauer, selbst Todesfälle, nicht zusammenzudenken sind mit den gewollten, geplanten und generalstabsmäßig durchgeführten Massenmorden der Nazis auf den Schlachtfeldern und in den Konzentrationslagern. In einer der erregendsten Szenen des Films zeigt er zu Eislers großer Musik, den Opfern des Naziregimes zugedacht, die der Film nicht zeigt, eindrucksvolle Bilder von Zwischenfällen an der Mauer. Dieser kolossale Mißgriff des Films hätte nicht zustande kommen können, gäbe es nicht die »Totalitarismustheorie«. Diese Theorie (wenn das die richtige Bezeichnung ist), in den USA seit 1945 mit enormem Erfolg propagiert, ist abgeleitet von äußerlichen Ähnlichkeiten zwischen kommunistischen und faschistischen Bewegungen, als da sind: Geringschätzung des bürgerlichen Parlamentarismus und seiner Politiker, Massenveranstaltungen mit Bannern, Fahnen, Liedern. Die Oberflächlichkeit der Theoriebildung wurde erleichtert durch den Tatbestand, daß die Nazis bestimmte Formen der kommunistischen Bewegungen, der sowjetischen und der deutschen, bewußt imitierten. Sogar ein »Auf den Straßen zu singen«, ein erbärmliches Gebräu aus Heimatschnulze und Militärmusik, gab es 1941 in dem Nazifilm »Sieg im Westen«.

Wenngleich es dem Naziregime vorbehalten blieb, Arbeitslager zu industriell betriebenen Vernichtungslagern zu machen, Ähnlichkeiten bestanden zwischen Auschwitz und dem Archipel Gulag. Was die »Totalitarismustheorie« jedoch völlig unbeachtet läßt, ist das Entscheidende: die Programme der Bewegungen. Das Programm zur Abschaffung von Not und Krieg vereinte Männer wie Eisler und Brecht mit Millionen von Menschen in aller Welt zur internationalen Solidarität - wenn auch bislang erfolglos; das Programm, das die jeweils eigene Nation »über alles in der Welt« erhebt, führte - sehr erfolgreich - zur logisch blutigen Konsequenz. Aus der Nichtbeachtung historischer Zusammenhänge kehrt Weinstein Eislers Musik gegen Eislers Überzeugung. (Wie, in diesem Zusammenhang, meine Rolle als Historiker, die mir in dem Eisler-Film zugefallen ist, mißdeutet wird, gedenke ich in den Mitteilungen der Eisler-Gesellschaft zu zeigen.)

Anders die Unzulänglichkeiten in der Darstellung des Eislerschen Wirkens durch Danuser: Weinstein zeigt die Person Eislers als bewunderns- und liebenswert, sein Anliegen als zwar vergeblich, aber doch ehrenwert; Danuser setzt mit der Leistung Eislers auch dessen Anliegen herab. Zunächst bespricht er mit fachmännischer Kompetenz in *Die Musik des 20. Jahrhunderts* mehr als zwanzig Kompositionen Eislers objektiv und präzise. Wenn es jedoch (S. 289ff.) zur Zusammenfassung kommt, wird Eislers künstlerische Leistung, da Danuser das Neue in ihr nicht für neu genug hält, in die

Nähe der »Epigonalität« gerückt und Eislers Anliegen, da es »populistisch« sei, in die Nähe von Demagogie. Unter Verwendung von antikommunistischen Klischees bringt Danuser Eislers Ästhetik in Verbindung mit der »verordneten Pflicht zu einer affirmativen Ästhetik«, macht Eislers lebenslange Arbeiten, auf Seite 291 auf ein musikalisches »Erziehungsprogramm« reduziert, zum »historischen Irrtum«.

Der Antikommunismus hat keine Kriterien zur Verfügung, mittels derer an Eislers Zeit und Werk heranzukommen wäre. Der Musiker, der schon in jungen Jahren von den besten Köpfen der Moderne, Komponisten und Theoretikern, anerkannt wurde, der Mensch, der Kompositionsweise und Lebensweise nicht seiner Karriere unterordnete, sondern seinen Überzeugungen, der Denker, der einen Großteil seiner Arbeitskraft Erkundungen zur Theorie gesellschaftlicher Verhältnisse und zur Theorie der Musik widmete und in seinem eigenen Schaffen nicht nur seiner Intuition folgte, die ihn gewiß nicht im Stich ließ, sondern sie in Bahnen lenkte, die Ergebnisse seiner Überlegungen nahelegten, der Dichter, der die Welt der Opernlibretti um ein eigenartig beunruhigendes Meisterwerk bereicherte, der Komponist, der mit einer Gattung aus seinem Werk, der Kampfmusik, (in Brechts Formulierung) »Volksmassen zu Ausübenden hat«, die, mit zwei anderen Werkgattungen, der Theater- und der Filmmusik, sich verbündete, ohne der Vergnügungsindustrie Konzessionen zu machen, sich mit den kühnsten Theater- und Filmkünstlern zusammentat und zu den meistaufgeführten seiner Zeit gehörte - der Mann Hanns Eisler fordert die Musikwissenschaft von heute geradezu heraus, sich mit Gewissenhaftigkeit, Kunstverstand und Sinn für Menschheitsprobleme seinem Werk erneut zuzuwenden.

Literatur:

Albrecht Betz: *Hanns Eisler Musik einer Zeit, die sich eben bildet.* München 1976, Edition Text + Kritik

David Blake: *Hanns Eisler. A Miscellany.* Compiled and edited by D. B., Luxembourg 1995, harwood academic publishers

Hans Bunge: *Die Debatte um Hanns Eislers »Johann Faustus«. Eine Dokumentation.* Berlin 1991, BasisDruck

Hermann Danuser: *Die Musik des 20. Jahrhunderts.* Neues Handbuch der Musikwissenschaft, Band 7. Laaber 1992, 2. Aufl.

Albrecht Dümling: Eisler und Schönberg. In: »Das Argument«, Sonderheft Hanns Eisler, Berlin 1975

Ders.: Schönberg und sein Schüler Hanns Eisler. Ein dokumentarischer Abriß. In: »Musikforschung«, Heft 4/1976

Hanns Eisler: *Musik und Politik. Schriften 1-III.* Textkritische Ausgabe von Günter Mayer. Gesammelte Werke, Serie III, Leipzig 1973-1983

Manfred Grabs: *Hanns Eisler - Werk und Edition. Eine Dokumentation.* Ost-Berlin 1978 (Arbeitshefte 28 der Akademie der Künste der DDR)

Ders.: *Wer war Eisler Auffassungen aus sechs Jahrzehnten.* West-Berlin 1983, Verlag das europäische Buch

Ders.: *Hanns Eisler. Kompositionen -Schriften - Literatur. Ein Handbuch.* Leipzig 1984

Eberhardt Klemm: Bemerkungen zur Zwölftontechnik bei Eisler und Schönberg. In: »Sinn und Form«, Heft 4/1964

Hansjörg Pauli/Dagmar Wünsche: *Hermann Scherchen. Musiker 1891-1966. Ein Lesebuch.* Berlin 1986, Akademie der Künste / Edition Hentrich

Friedrich Pfäfflin: Karl Kraus und Arnbold Schönberg. Fragmente einer Beziehung. In: *Sonderband Karl Kraus,* hg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1975, Edition Text + Kritik

Jürgen Schebera: *Hanns Eisler im USA-Exil. Zu den politischen, ästhetischen und kompositorischen Positionen des Komponisten 1938 bis 1948.* Akademie-Verlag, Ost-Berlin und Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan 1978

Ders.: *Hanns Eisler Eine Bildbiographie.* Ost-Berlin 1981

Anton Webern: Brief an Eisler, 19.4.1929. In: Sonderheft Hanns Eisler, »Sinn und Form«, 1964

Konkret 07/98, S. 47

Rayk Wieland

Kulturpessimismus, ja bitte!

Kulturell produktive Linke tendieren bekanntlich besonders gerne dazu, das zentrale Problem kapitalistischer Ökonomie darin zu sehen, daß warenförmige Kunstwerke und deren Ideen und Inhalte keine einmaligen Bedeutungen und Differenzen mehr zu tragen imstande sind und als warenförmige, mithin vor der Ökonomie gleichartige und auch sonst rundum nivellierte Objekte geworden seien. Die Angst, daß ihre Existenz dadurch sinnlos werden könnte, ist ihr zentrales Problem. Es wird dadurch gelöst, daß man die schlimmste Möglichkeit ausschließt, indem man sich ihr als längst eingetroffene Realität furchtlos stellt. Nur frisch unter die tägliche Morgendusche, unter das kalte, abhärtende Wasser des Kulturpessimismus!

Diedrich Diederichsen, »Der Boden der Freundlichkeit«

Selbst wenn wir kalt duschten morgens, uns würde auch das Wasser des Kulturpessimismus nicht schrecken, denn so abgehärtet sind wir schon lange, um dieses zäh von allen Fortschrittsfreunden wiederholte Routine-Idiom nicht fürchten zu müssen - das zuzeiten von Nietzsche und von Spengler, Symbolismus und Expressionismus, der Einführung von Eisenbahn und Telefon, in einer früheren Phase der Industrialisierung also, seine Berechtigung hatte, spätestens aber seit Mitte des Jahrhunderts nicht mehr. Sondern seinerseits in eine partiell blinde, positive Anthropologie mündete, derzufolge alle technischen Innovationen und kulturellen Moden automatisch dazu angetan seien, die dem Menschen innewohnenden emanzipatorischen Potenzen zu wecken und zu stärken, welche segensreiche Wirkung vom ökonomischen Verhängnis bloß überschattet werde. Als Kulturpessimisten gelten in weiten linken Kreisen heute diejenigen, die a) einen allgemeinen Verfall der materiellen und moralischen Standards der Gesellschaft konstatieren, b) glauben, daß die Entwicklung der Technik und, damit einhergehend, der Medien- und Freizeitwirtschaft die Menschen einander entfremde, und c) die Kultur im engeren Sinne als eine von ihrer vermeintlichen Bedeutung gänzlich entblößte Industriebranche wahrnehmen. Latent sind diese Vorstellungen bei mehr als 90 Prozent der Bevölkerung, was aber nicht bedeutet, daß die Deutschen auf ihre Kultur nicht viel gäben. Im Gegenteil, je weniger sie haben, desto mehr Gewese machen sie darum.

Lassen sich die ersten beiden Bestimmungen leicht »widerlegen« - wenn zwar ihre Widerlegung am diffusen Unbehagen, das sie artikulieren, nichts ändert -, so die letzte, welche die Frankfurter Schule formuliert hat, nicht ohne weiteres. Diederichsens Versuch im angeführten Text, der den Untertitel »Von der Unmöglichkeit, Politik zu machen, ohne Kultur zu betreiben« führt, ist schwerlich überzeugend, er meint, »daß alles käuflich werden kann, heißt auch, daß alles Käufliche ebensogut alles andere sein kann«, nämlich vorzugsweise auch eine irgendwie kulturalisierte politische Dissidenz. Wer's glaubt, kauft morgen die Kulturrevolution oder gleich den Kommunismus ein. Das Problem der Kommerzialisierung aller Bereiche der Gesellschaft ist ja nicht, daß es irgend etwas nicht gebe wie z. B. die drei Tenöre oder modische Frisuren. Sie geht dem mitdenkenden Personal der Linken allein wegen des erbarmungslosen Dreischritts: Rentabilisierung / Mehrwertabwurfzwang / Ertragsprivatisierung und dessen Folge gegen den Strich: der unaufhaltsamen »Marktwerdung des Menschen« (Horst Tomayer). Nicht absehen zu können, wie sich diese vermeiden ließe, darf Kulturpessimismus genannt werden.

Und soll so und nicht anders heißen, auch wenn Günther Jacob, von einer anderen Seite als Diederichsen zu seiner Kritik auflaufend, den Begriff gern stigmatisiert sähe. Ihm gilt umgekehrt alle Kulturkritik, die nicht zu einer Kritik der Warenform sich durchringen mag, als »konservativ«, »moralisierend« oder eben pejorativ »kulturpessimistisch«. In der »Jungle World« (21/98) entlarvt Jacob Susanne Fischer, die in ihrem Aufsatz »Tamagotchi« (KONKRET 8/97) u. a. bemerkt hatte, das keiner Kulturkritik mehr zugängliche Kinderspielzeug sei »der ideale Partner des modernen Autisten«, als »linkskonservative« Kulturpessimistin und hält ihr allen Ernstes entgegen, daß Marx ganz gewiß »seinen Töchtern gerne ein Tamagotchi geschenkt hätte«. Die Kritik von Linken an diesem und vergleichbaren Phänomenen der »Entfremdung« sei borniert, weil sie auf ein »normatives Bild der)wahren Natur< der menschlichen Bedürfnisse« und der »>ursprünglich< intakten Individualität«, also romantischen Humbug rekurriere. Doch wo Jacob unrecht hat, hat er unrecht. Denn durchaus denkbar ist eine Kritik, die, ohne ein Idealbild vom wahren (und vergangenen) Menschsein zu imaginieren, das kulturpessimistische Unbehagen an der Moderne und Postmoderne zu bestimmen sucht, indem sie weniger auf der Warenförmigkeit der Kulturbetriebserzeugnisse als darauf insistiert, was Gerhard Scheit die »Fetischisierung des Gebrauchswerts« genannt hat (vgl. G. Scheit: »Vielerlei Gebrauchswert« in *Mülltrennung. Beiträge zu Politik, Literatur und Musik*, konkret texte 16).

Der Gebrauchswert ist das Stiefkind sowohl der marxistischen als auch der kritischen Theorie, seine Existenz wird vorausgesetzt, um sodann vernachlässigt zu werden. Das hat seinen Ursprung darin, daß die individuelle Reproduktion der Arbeitskräfte im frühen Kapitalismus - das Alltags- und Familienleben der Menschen, ihre kulturellen Aktivitäten - sich

noch relativ unbehelligt vom Verwertungsprozeß des Kapitals vollzieht. Mit der Ausdehnung des Kapitalverhältnisses auf dieses Feld, der Einführung der Konsumgüterproduktion, verwandeln sich jedoch »auch die Beziehungen der individuellen Reproduktion - die Beziehungen zwischen Mann und Frau, Erzieher und Kind, Musiker und Publikum etc. - in Dinge, die durch Konsumtion angeeignet werden können. Der Fernseher, mit dem dieser neue Marktstand unauffällig ins Wohnzimmer geschoben wird, übernimmt wesentliche Funktionen des Familienlebens, der Sexualität, der Erziehung, wie sie früher eben nur zwischen Menschen und nur zwischen Menschen wahrgenommen werden konnten. Was hier geschehen ist, läßt sich etwa am Bedeutungswandel des Wortes Unterhaltung erahnen« (Scheit, ebd.). Die Trennung von zwischenmenschlichem Bezug und Warenform, die dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert selbstverständlich war, ist damit perdu und hieraus erhellt das verbreitete und großenteils unbegriffene Unbehagen an der Kultur, das natürlich auch konservative, romantische, »rückwärtsgewandte« Momente enthält.

Die Massenproduktion für den Massenkonsum blieb freilich nicht folgenlos für die Produktion von Gebrauchswerten, die heute nicht mehr nur für die Befriedigung der einfachen gleichbleibenden Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung etc. stehen, sondern darüber hinaus Stadien der »Vermodung« (Verpackung, Kleidermode, Möbelstil, Eiscremesorte etc.) und eben »Fetischisierung« durchlaufen: Hier wird der Gebrauchswert selber vollständig abstrakt und bildet ein grenzenloses Bedürfnis ganz nach der Logik des Geldes. Gemeint sind jene Waren der Kommunikations- und Unterhaltungsindustrie, die, an keinen konkreten Gebrauch mehr gebunden, in der Lage sind, die Beziehungen zwischen Menschen zu ersetzen, etwa das ominöse Tamagotchi, Popmusik oder Pornovideo. Günther Jacobs Einwand, daß ein Kind, das einen als Bären modelliertes Stoffknäuel liebkost, die gleiche Abstraktionsleistung vollbringe wie das Tamagotchi-Kid und mithin Ware gleich Ware sei, trifft nicht. Ihm entgeht, daß hier sämtliche Als-ob-Referenz einer unmittelbaren Erfahrungswelt substituiert ist. Die reine Immanenz der Warenwelt, die auch alle zwischenmenschlichen Beziehungen formiert, hat gleichsam keinen Ausgang mehr - und einen Ausgang, den hätte man schon gern. Solange keiner sich zeigt, bleibt Kulturpessimismus das Gebot der Stunde.

Konkret 07/98, S. 48

Holm Friebe

Kunst & Gewerbe

Im Netz

Leicht zu finden ist Rainald Goetzens »Müll für alle« geheißenes Tagebuch-Projekt im Internet ja nicht gerade. Eine Möglichkeit, dorthin zu gelangen, ist, in AOL erst »Treffpunkt« und dann »Kulturelles« anzuklicken. Die einschlägigen Suchmaschinen weigern sich standhaft, den neoexpressionistischen Analogwandler zwischen Techno- und Suhrkampkultur zur Kenntnis zu nehmen - vielleicht nicht von ungefähr: Das exaltiert-trendige Gequarke kommt in der Fast-Online-Version noch ein wenig kruder daher als sonst in Buchform.

Andererseits ist es schon super, mitzuverfolgen, wie einer wie Goetz sich in Echtzeit exponiert und den gesamten Rümpel, der ihm so tagesaktuell durch den Kopf kapoltert, ungefiltert und frei zugänglich im Netz sozialisiert. Ein wenig nimmt sich die digitale Logorrhöe nach übersteigertem Exhibitionismus und Komplettmeise aus, aber das muß wohl einer riskieren, der beim noch ins Leben zu rufenden »Lichtenberg 2000«-Award auf einen der vorderen Plätze spekuliert. Ein eindrucksvolles Zeugnis jedenfalls – mit »Spex«- Vokabular zu sprechen - von »Kaputtness«.

Eigentor

In Ermangelung eines vorzeigbaren politischen Programms hat die SPD pünktlich zur WM ein Faltblatt »WM 98« heraus- und unters Volk gebracht. Neben den anstehenden Begegnungen finden sich darin eine Liste der Fußball-Weltmeister ab 1930, die All-time-Torschützenkönige (Fontaine, Kocsis, Müller) und die Austragungsorte. Einziges potentiell sinntragendes Element des Leporellos ist ein Zitat des englischen Nationalspielers Gary Lineker: »Beim Fußball rennen 22 Leute einem Ball hinterher, und am Ende gewinnen immer die Deutschen.« Das Wort »Fußball« ist darin fettgedruckt. Nur, was will uns das bedeuten? Daß es sich beim Fußball angeblich so verhält, und wie dann bitteschön in der Politik? Da rennt eine ganze Partei einem Vollspacko hinterher und am Ende verliert immer die SPD? Ach so.

Doppelpässe

Seit geraumer Zeit wird spekuliert, was das Spiel um das runde Polyuretan mit dem Spiel um die Macht zu tun haben könnte. Der momentan allerorten zitierte Norbert Seitz hat die erstaunliche (und erstaunlich konstruiert wirkende) Kohärenz von Fußball und Politik - hüben wie drüben Entgrenzung und utopische Freiräume nach '68, Taktieren und Auf-Nummer-sicher-Gehen in den Jahren '82 ff, - in mehreren Büchern untersucht, zuletzt in Doppelpässe (Eichborn, 256 S., 29,80 DM). Gerhard Schröder soll über das Buch geurteilt haben: »Wer in Seitz die >nahtlose Übereinstimmung< der jeweiligen Fußballkultur und der politischen Kultur feststellt, so kann ich ihm nur zustimmen.«Wie Fußball unter einem Kanzler Schröder aussähe, möchte man sich dann doch eher lieber nicht vorstellen. Warum aber Helmut Kohl doch Kanzler wird, wenn Deutschland den Titel holt, erklärt erstmalig mikrosoziologisch Dirk Kurbjuweit in der »Zeit«: »Aber es gibt einen Fußballpatriotismus, der nichts mit Nationalismus zu tun hat. Ein typischer Vertreter dieser Denkweise soll hier vorgestellt werden: er ist Ende dreißig und würde gern grün wählen, hat aber Angst vor den nächsten Parteitagsbeschlüssen. ... Das Absingen von Nationalhymnen vor dem Spiel findet er blöd, aber seiner Tochter hat er ein Originaltrikot mit dem Aufdruck >Bierhoff< geschenkt. Er verfolgt jedes Spiel der Deutschen mit Herzklopfen, als jedoch der Iran zwei Tore vorlegt, erleidet sein Patriotismus einen Einbruch. Vielleicht, denkt er, hilft es Irans neuem Präsidenten Khatami bei den Reformen. Nach Babbels Anschlußtreffer beginnt er zu hoffen. Bei Hamanns Führungstor fällt er in haltlosen Jubel. Sollen die Iraner sich doch selbst um ihre Reformen kümmern. Als er, drei Wochen später, am Morgen nach dem Finale aufwacht, mischt sich in die süße Erinnerung an den deutschen Sieg ein verstörender Gedanke. Ist es wahr, daß er zu später Stunde angekündigt hat, Helmut Kohl wählen zu wollen?« Wer solche Leute in realiter kennt: Bitte melden, damit man jemanden schicken kann, der prophylaktisch deren Fernseher kaputtmacht.

Rush'n'run

Apropos: Ein rasanter Bücherherbst wirft seine Verlagsprogramme voraus. Bei Eichborn hat man ganz etwas Spezielles ausgeheckt und kündigt einen »Entwicklungsroman« in zwei abweichenden Versionen an. Je nach Ausgang der Bundestagswahl kommt am nächsten Tag entweder Version Der Kanzler oder Version *Der Mann, der zuviel wollte* auf den Markt. Aus der Vorankündigung: »Er kommt aus dem Nichts ... « - aus der Tiefe des Raumes also gewissermaßen - »Er kommt aus dem Nichts, im schlimmsten Sinne des Wortes. Erhart Röder, 1944 in einem niedersächsischen Dorf geboren, wächst ohne Vater und Vaterland auf. Seine Lektion lernt er schnell. Wer das Geld hat, hat die Macht. Nur leider, die Mark und die Macht haben die anderen. Das soll sich ändern, findet er, so oder so.« Der Autor: »ein bekannter Redakteur,

Kolumnist, Leitartikler eines der bedeutendsten deutschen Printmedien, Ressort Deutschlandpolitik«, dessen Identität bis zum Erscheinen des Buches geheimgehalten wird, »damit er in Ruhe schreiben kann.« Beziehungsweise in Hektik: »Nach der ersten Wahlprognose wird sich der Autor an den Schreibtisch setzen, um das letzte Kapitel des Romans zu vollenden. Über Nacht werden dann Lektor, Setzer, Grafiker, Drucker und Buchbinder das Buch fertigstellen, damit erste Exemplare >am Tag danach< ausgeliefert werden können.« Genauso stellt sich ein Erhart Röder die just-in-time-flexibilisierte Arbeitswelt vor.

Rechtsaußen

Irgendetwas in der Richtung mußte ja kommen - von einem wie Claus Leggewie, der seinen Gießener Lehrstuhl dazu gebraucht, sich an alle populären Trendthemen ranzuflanschen und prompt ein Buch dazu rauszuhauen. Nach *89er, Internet* und *Multikulti* nun also Geschichtsklitterung, anschaulich. Der Hanser-Verlag kündigt an: *Von Schneider zu Schwerte - Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte* (352 S., 29,80 DM). Aus dem Waschzettel: »Ein SS-Mann wechselt 1945 seinen Namen und macht als allseits respektierter Germanist Karriere: Claus Leggewie entdeckt in dieser unglaublichen Biographie ein typisch deutsches Leben. ... Warum kann es nicht sein, daß Schneider mit seiner Vergangenheit gründlicher brach als seine Landsleute -und deshalb den Namen wechselte?« Sein kann das natürlich, wenn man unter »mit der Vergangenheit brechen« versteht: nichts mehr damit zu tun haben wollen. Und »typisch deutsch« stimmte dann auch. Allein es besteht der Verdacht, daß Leggewie das so nicht gemeint haben könnte, sondern, wie das so seine hemdsärmelige Art ist: »irgendwie anders«.

Im Abseits

Der Neue Deutsche Film ist, wie man so schön neudeutsch sagt, »am Abkacken« - und das nicht nur quotenmäßig. Erst wieder kein einziger deutscher Beitrag in Cannes im Wettbewerb, was ein großes Zähneklappem in der Branche nach sich zog. Dann die hochnotpeinliche Verleihung des Bundesdeutschen Filmpreises, auf der Suche nach Glamour geschichtsträchtig in einem Zelt vor dem Brandenburger Tor inszeniert. Zunächst deliriert sich Joachim »Blacky Out« Fuchsberger durch eine dadaistische Anmoderation (»Ich hoffe, wir haben heute abend atemberaubende Emotionen«), dann geht alles schief Diepgen und Kanther machen auch dieses Mal die »Dorftrottelei« (Kay Sokolowsky über die letztjährige Filmpreis-Verleihung) perfekt. Am Ende räumt erwartungsgemäß Vilsmeier mit seinem lausigen »Comedian Harmonists« ab. Einziger Lichtblick am Rande war, daß Sönke Wortmanns Anti-PC-Klamotte »Der Campus«, die auch »quotenmäßig« weit hinter den Erwartungen zurückblieb, in keiner Kategorie auch nur nominiert wurde. Wortmann ist daraufhin im »Spiegel«-Interview natürlich erst mal angefressen, logo. Der Komödienstandort Deutschland werde konsequent kaputtgeredet: »Da kritisiert ein Regisseur die Kollegen öffentlich, ein Verleiher wirbt mit dem Slogan >garantiert Katja-Riemann-frei< - so bescheuert können nur wir Deutschen sein, den Ast absägen, auf dem wir sitzen. Dieses voreilige Krisengerede führt dazu, daß die Krise wirklich kommt. Und dann gehe ich auch.« Nach Hollywood nämlich, wo man gerade auf einen wie Wortmann gewartet hat.

Golden Goal

»Ein Buch ist für mich eine Art Schaufel, mit der ich umgrabe«, schrieb Martin Walser 1983. Dieses Jahr bekommt er für seine gesammelten Buddelarbeiten im großdeutschen Schrebergarten den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgehändigt. Der Börsenverein begründet, Walser habe »mit seiner Kritik an der Deutschen Teilung, die er schon früh als überwindbaren Zwischenzustand bezeichnete, eine Forderung vorweggenommen, deren Einlösung später von den Menschen in der DDR erzwungen wurde.« Und Schirrmacher applaudiert in der FAZ: »Der Kampf... zwischen Genie und Material, zwischen Literatur und Bundesrepublik hat kaum einen größeren Helden als Martin Walser.« Tatsache: Er, Walser, schoß das entscheidende Tor für »Bundesrepublik«, als der Torhüter von »Literatur« gerade mal nicht auf dem Posten war. Und das ohne je auch nur eine einzige Silbe über Fußball zu Papier gebracht zu haben.

Grobes Foul

Bis ins Jahr 2006 ist die Herausgabe der »Gesammelten Werke« von Heribert Faßbender projektiert: Insgesamt 87 Bände, in 16 Werkgruppen eingeteilt, sollen es werden; schon heute zum Subskriptionspreis von 1.440,- DM zu ordern. Allerdings dürfen schon jetzt berechtigte Zweifel geäußert werden, ob sich der kleine Essener Klartext-Verlag mit diesem Mammut-Vorhaben nicht vielleicht ein wenig verhoben hat. Bereits der erste, jetzt erschienene Band IX/5, der *Kommentar zur Europameisterschaft 1996: Deutschland -Italien* (125 S., 19,80 DM), hält den Erfordernissen, die an eine historisch-kritische Werkausgabe zu stellen wären, in keiner Weise stand. Das Transskript ließe sich als solches noch aufrechterhalten, auch wenn nicht alle Nuancen des mündlichen Vortrags wahrheitsgetreu eingefangen werden konnten. Spätestens beim sich verselbständigenden Fußnotenapparat überschreiten die Herausgeber Jürgen Roth und Wolfgang Herrndorf ihre

Kompetenzen jedoch bei weitem, indem sie neben allerlei überflüssigen Hintergründen zum Spiel und zu den Spielern ausufernd auch noch auf Fußball allgemein, Hölzchen, Stöckchen, Leben, Universum sowie gesamten Rest zu sprechen kommen. Auch wenn man ihren Ausführungen im Einzelfall Folge leisten mag, so gehören sie doch auf gar keinen Fall hierher. Die vorangestellte Vita strotzt vor Halbwahrheiten, Mutmaßungen und schlichtweg unhaltbaren Behauptungen; bei einigen der Abbildungen ist mit dem bloßen Auge zu erkennen, daß es sich um tumbe Fälschungen, Zeichnungen gar handelt. Sehr dubios. Dem ansonsten so wortgewandten Kommentator und Sportchef hat es angesichts solch editorischer Unverfrorenheit offensichtlich gehörig die Sprache verhagelt. Weit entfernt davon, das Werk zu autorisieren, äußert er sich im Interview mit dem »Zeit«Magazin eher kryptisch, gleichwohl entschieden ablehnend: »Offensichtlich verspricht man sich von meinem Namen ein Geschäft. Ich kann mir aber interessantere Bücher vorstellen, zumal ich nicht von >geilen Toren< spreche wie andere Reporter.« Da muß wohl noch einmal Hans Wollschläger ran und retten, was zu retten ist.

Ball flachhalten

Elchtest meets Lady Di mal einhundert und die Bahn AG hat ein Imageproblem. Ausgesprochen kurzweilig aber, am TV mitzuverfolgen, wie die hohen Bahn-Funktionäre in die aufmerksam bereitgehaltenen Mikros radebrechen angesichts des mutmaßlichen Radbruchs. PR-technisch tappt die Bahn anscheinend noch völlig im Kommandowirtschaftlichen. Nur im WDR-Regionalprogramm findet man spontan die angemessenen Worte: »Ob Passagiere aus Nordrhein-Westfalen an Bord waren, ist zur Stunde noch völlig unklar.« Ebenfalls noch völlig unklar ist zur Stunde noch, ob nicht doch eventuell ein an Bord befindliches Handy die Unfallursache war. Man sollte Handys in Zügen einfach verbieten! Vielleicht sollte man seine Züge aber auch einfach nicht nach bekannten Medizinern (»Wilhelm Conrad Röntgen«) nennen, so etwas bringt Unglück. Auch am Tag nach dem unsauberen Stop stellt der von Berlin reisende Autor neben einer deftigen Verspätung eklatante Mängel im Krisenmanagement fest: Im ICE »Friedrich Harkort« hängt nach wie vor eine beleuchtete Werbetafel mit dem Slogan »Tempo infernale!« unter dem Konterfei eines ICE-Zuges. Das »Ave Maria« von Charles Gounod auf Kanal 4 des Bordprogramms wirkt ebenso hochgradig deplaziert wie die wortkargen Halbseiten-Anzeigen in den Tageszeitungen, in denen die Bahn sich für die entstandenen Verspätungen entschuldigt. Da reißen dann auch die »Fußball-Brötchen« für 5,40 DM an der Mitropa-Snackbar nichts mehr raus. Instinktiv richtig geschaltet hat man dagegen wiederum beim WDR: Der Sender kündigte an, alle Bücher der geplanten ARD-Serie »City-Express« daraufhin zu überprüfen, »ob es Stellen gibt, die an das Zugunglück erinnern, oder an denen Angehörige von Opfern Anstoß nehmen könnten.«

Da Adorno in Pfingstferien ist, las ich Luhmann. Arbeitsmäßig war das auch wieder kein richtig klarer Tag.

Rainald Goetz, 5.6.1998

Was für eine geil ABSTRAKTE Sprache das ganz normale Alltags-Deutsch mit seinen Würter-Reihen und Heitschaftkeitlichungs-Exzessen wirklich ist. Deutsch ist eine IRRE Sprache, das ist so toll daran. Die Sprache des Irrsinns und des Sinns, der Philosophie. Ja. So ist das.

Rainald Goetz, 6.6.1998

Konkret 07/98, S. 50

Georg Seeßlen

Phallische Projektile

Zur Semiologie der Glatze

Für lange Zeit erschien uns Politik als das, was in und durch Allianzen, 3 Mächte und Gegenmächte, den und mit den Menschen getan wird: der von Interessen geleitete Kampf um die Verteilung der materiellen und ideellen Güter, die von einer Gesellschaft hervorgebracht werden, und dessen stets latentes, in Krisenzeiten manifestes Mittel die Gewalt ist. Und die Ästhetik erschien uns als eine Form der Widerspiegelung dieser Prozesse, und zwar als mehrdeutige Angelegenheit, nämlich

· zum einen als Bezeichnung der eigenen Position darin, als Ausschmückung, Repräsentation und Abgrenzung der eigenen Lebensumstände;

· zum zweiten als dialektische Aufhebung in Traum und Überhöhung, als Darstellung dessen, was nicht ist, aber werden soll mit mir und meiner Umwelt, als ästhetische Rekonstruktion einer Harmonie, einer Weltordnung, aber auch einer Mythologie des Leidens, die die Lebenspraxis nicht hergibt;

· und zum dritten schließlich auch als eine besondere Form des Protestes dagegen, als eine Form, sich vermittels Gesten, Riten und Bildern gegen die Zumutungen der Welt zu wehren und ihr Funktionieren zu hinterfragen.

Beide Komponenten, die Politik als Regelung der Wirklichkeit und die Ästhetik als Regelung des Traums, sind vom Faschismus in allerdings extremer Weise in Frage gestellt worden, insofern Gewalt nicht mehr ein Mittel der Politik war, sondern zur Politik selber wurde, ihr eigenes Ziel, und insofern es keine dialektische Trennung zwischen Politik und Ästhetik mehr gab: Im Faschismus widerspiegelt das eine das andere nicht mehr, sondern löst sich vollkommen in ihm auf Diese Transformation ist im wahrsten Sinne des Wortes total, sie umfaßt die ästhetische Produktion dessen, was als Hochkultur einmal einen möglicherweise elitären Freiraum bildete, ebenso wie die Alltagskultur, formelle ebenso wie informelle Prozesse. Es beginnt damit, wie sich der Mensch in Kunstwerken, in Filmen, in Erzählungen präsentiert sieht, und endet damit, wie er sich selber präsentiert, wie er seinen eigenen Körper als Inszenierungsmaterial begreift. So gibt es, sieht man einmal von der so eindeutig definierbaren Kitsch-Produktion ab, die sich schamlos an die Stelle der Kunst gesetzt hat, eigentlich keine faschistische Ästhetik, denn das Ästhetische hat dort keinen eigenen Raum mehr; es ist zugleich in der Produktion extrem restringiert und serialisiert, und es ist vollkommen entgrenzt, weil es jeden öffentlichen und individuellen Raum besetzt, bis am Ende Inszenierung und Ereignis nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Selbst der eigene Körper ist in dieser Transformation kein Medium der Erfahrung mehr, sondern ein ästhetisch-politisches Produkt.

In der post-faschistischen Gesellschaft ist dieser Prozeß nie vollständig rückgängig zu machen gewesen. Sie ist von den Folgen der Faschisierung ebenso sehr bestimmt wie von ökonomisch-ästhetischen Gegenbewegungen. In einer mehr oder weniger offenen Gesellschaft ist die Semiologie der körperlichen Erscheinung ein hochkompliziertes System, in dem individuelle und kollektive Impulse, Ausweise der Zugehörigkeit und der Ausgrenzung, Zeichen von Revolte und Unterwerfung, der Besänftigung und der Aggression ziemlich bunt gemischt sind. Das probate Mittel, dieses System zu steuern und zugleich in Bewegung zu halten, um ihm stets einen ökonomischen Mehrwert zu entreißen, ist die Mode; das Mittel, es zu disziplinieren, sind soziale Kleidervorschriften, hierarchische Konventionen und Zensur. Wir wissen, daß man ohne Krawatte nicht Filialleiter der Stadtsparkasse wird und daß man nicht in Badehose in die Kirche geht. Wir wissen, daß Schriftsteller, Realschullehrer und Bürgerrechtler Bärte tragen und daß Unteroffiziere ausrasierte Hälse haben. Und wir wissen, daß Körperzeichen bei Jugendlichen extrovertierter und expressiver sein dürfen als bei Erwachsenen. So ist bestimmend für das System der Konventionen in der Inszenierung des eigenen Körpers als Meta-Konvention, daß jedes Element dieser Inszenierung eine Bedeutung hat, und zwar in einem mehrfach vernetzten System der Unterscheidungen der Geschlechter, der Generationen, der Kulturen und Subkulturen, der Klassen und Schichten und schließlich dessen, was man als politische Verortung bezeichnen könnte.

Ganz offensichtlich hat sich in den letzten zwanzig Jahren dabei so etwas wie eine Deregulierung vollzogen, nicht zuletzt forciert durch die Werbung für Konsumgüter auf einem globalisierten Markt. Es gibt nicht mehr den idealen Coca-Cola-Trinker, sondern einen Katalog höchst divergenter Strategien des Selbst-Designs, das sich in den schönen Werbewelten nur in zwei Dingen stets angleicht, nämlich in der Tatsache des Coca-Cola-Trinkens und in dem Umstand, daß dieses Selbst-Design das jeweils andere nicht in Frage stellen darf. Konsequenterweise haben wir eine Utopie der multikulturellen Konsumgemeinschaft in den United Colors of Benetton und eine narzißtische Selbst-Inszenierung bei Calvin-Klein-Unterhosen, die vor Anmutungen faschistischer Körperbilder so wenig Berührungsängste hat wie vor Transformationen der Hippie-Ideale oder anderer Subkulturen. In der Werbung und in der sie umgebenden Fun- und Fitneß-Kultur also ist das Körper-Design längst extrem privatisiert und entsprechend entpolitisiert worden. Man darf aussehen, wie man will,

vorausgesetzt man ist jung und schön, solange dieses Aussehen keine andere Bedeutung hat als den Willen zu modischer Selbstdarstellung.

Es liegt auf der Hand, daß diese modische Befreiung der Körper-Semiologie, insofern sie überhaupt aus dem Bereich der berufsmäßigen Selbstdarstellung gelangt, nur für eine limitierte Schicht der Gewinner von Vorteil ist, während sie für die Mehrheit einen Verlust an Identifikationsstiftung bedeutet. Denn mit der modischen Deregulierung des Körpers und seiner Erscheinung ist ja kein politischer und kultureller Bewußtseinsprozeß und schon gar keine soziale Praxis verbunden. Auch eine Gesellschaft von Benetton-Pulloverträgern kann immer noch eine rassistische und ausbeuterische sein. Zwanglose Mode erzeugt mitnichten eine zwanglose Gesellschaft.

Daher ist selbstverständlich, daß sich zu einer solch leeren und dennoch repressiven Deregulierung der Körperzeichen auch eine fundamentalistische Gegenbewegung bildet. Gegen die Zeichen, die nichts anderes mehr besagen, als daß man sie sich auf die eine oder andere Weise eben leisten kann, bilden sich Zeichen der Aus- und Abgrenzung, die in ihrer Sehnsucht nach Eindeutigkeit geradezu groteske und karikaturhafte Züge annehmen. Und beinahe zwangsläufig ist es auch, daß sie schließlich über die Pop-Rituale und -Fetische in der Stammesbezeichnung verschiedener Tribes in der Jugend- und Subkultur hinausgehen und im öffentlichen, das heißt medialen Raum als fundamentale kulturelle und politische Aussageweisen wahrgenommen werden. Sie überschreiten dabei wiederum ihren ursprünglichen Kontext und verlieren die vielleicht einmal angestrebte Eindeutigkeit.

Es erscheint mir im übrigen signifikant, daß solche Transformationsprozesse von Körperzeichen nach wie vor beim männlichen Teil der Bevölkerung heftiger als bedeutend oder gar skandalisierend wahrgenommen werden als beim weiblichen, auch und gerade dort, wo die Gender Construction des Mainstreams in Frage steht. Bienenkorbfrisuren, Miniröcke oder Kurzhaarschnitte produzierten allenfalls süffisante Bildunterschriften in den Illustrierten, die Schmalztollen des Rock'n'Roll, die langen Haare der Hippie-Zeit und die mittlerweile schon wieder inflationären Glatzen oder Beinahe-Glatzen waren zunächst stets ein Zeichen für den Untergang des Abendlandes, bis sie auch im Mainstream akzeptiert wurden. Nur die ersten Fußballspieler, die mit langen Haaren aufliefen, definierten sich damit womöglich noch als Rebellen im Strafraum, danach hatte dieses Körperzeichen erheblich an Aussagekraft verloren.

Wie die meisten jener Körperzeichen, die sich über eine strikt tribalistische Funktion hinaus entwickelten, waren auch die langen Haare der Männer in den siebziger Jahren mehrfach codiert. Sie führten zurück in eine verwegene, romantische Abenteuerphantasie, zu Indianern und Outlaws; sie zitierten Bilder der Bohéme, der traditionell antibürgerlichen Erscheinung einer freieren Kunst-Welt und setzten sie zu einer Art demokratisierten Dandytums zusammen; und nicht zuletzt provozierten sie jenes elterliche Entsetzen: Du siehst ja aus wie ein Mädchen. Nomadisch, androgyn und antibürgerlich - das drückten also diese langen Haare aus, freilich auch etwas von einem bürgerlichen Überfluß, einer Borniertheit des Sendungsbewußtseins, das damals Pier Paolo Pasolini so übersetzte: »Wir sind Langhaarige. Wir gehören zu einem neuen Menschengeschlecht, das in diesen Tagen den Erdkreis betritt. Wir üben unser Apostolat aus, ganz durchdrungen von einem Wissen, das uns vollständig erfüllt. Mit Worten und dem Verstand haben wir der körperlichen und ontologischen Botschaft unserer Haare nichts hinzuzufügen. Das Wissen, das uns erfüllt, wird, mit Hilfe unseres Apostolats, eines Tages auch euch gehören. Vorläufig ist es noch etwas NEUES, etwas unerhört NEUES, das in aller Welt dem Skandal auch eine Erwartung schafft, sie soll nicht enttäuscht werden. Die Bürger haben guten Grund, mit Haß und Schrecken auf uns zu blicken, denn das, was hinter unseren langen Haaren steht, stellt sie vollkommen in Frage.« Und Pasolini fügte hinzu: »Ich war Adressat dieser Botschaft und konnte sie auch sofort entschlüsseln; diese Sprache ohne Wörter, ohne Grammatik und Satzbau ließ sich sofort begreifen, und zwar schon deshalb, weil sie - semiologisch betrachtet - nichts anderes war als eine Form jener Sprache der äußeren Erscheinung, die der Mensch seit jeher zu gebrauchen versteht. Ich verstand, und sofort waren mir die beiden unsympathisch.«

In den Jahren nach 1968 wurden lange Haare zwar zu einem linken Zeichen -und Pasolini spricht von einem Aufsaugen der Langhaarigkeit in der Studentenbewegung, zugleich aber von ihrer Herabstufung von einem apostolischen zu einem bloß unterscheidenden Merkmal. Es bildete überdies reichlich prekäre Diskurse zwischen dem politischen und dem Pop-Aspekt, es wurde von der Gesellschaft sozusagen zu schnell und zu leicht verstanden und ersetzte den verbalen und praktischen Dialog. Und am Ende funktionierte dieses Zeichen nicht einmal mehr als Abgrenzung - es gab nicht nur unpolitische, sondern auch ausgewiesen rechte Langhaarträger.

In einer Mainstream-Kultur der Langhaarigen war die Glatze allenfalls eine Pointe, wie beim Sänger von Hot Chocolate, und erst als die Haare generell wieder kürzer wurden, erschien dieses bei einer Reihe von Rockstars gleichsam als Ausweis der Reife.

In einem sehr vereinfachten Modell könnte man nun sagen, daß sich zwei Jahrzehnte später der ganze Vorgang noch einmal, jedoch nun unter genau entgegengesetzten Vorzeichen wiederholte. Das Zeichen der Glatze setzte sich in der Subkultur als negativ apostolisches Zeichen der Skinheads durch und wurde zur Abgrenzung gegenüber der linken und Hippie-Kultur einerseits, gegenüber der Punk-Kultur andrerseits. Der langhaarige Hippie wollte sich in seinen Körperzeichen und seiner Kleidung gleichsam ins Kosmische ausdehnen, die Grenzen zwischen dem Ich und der Welt

wurden fließend - eines der beliebtesten Themen der psychedelischen Comics und Filme war die vollständige Auflösung der Figur in ihrem Hintergrund -, und schließlich drohte er unter der Fülle seiner Zeichen beinahe unsichtbar zu werden. Der Skinhead versuchte, sich dagegen radikal zu reduzieren, einige wenige aber schwere Zeichen genügten ihm, die Hosenträger, die Springerstiefel und eben die Glatze, die neben vielem anderen ja auch auszudrücken vermochte, daß es eine scharfe Grenze zwischen der Person und der Welt gibt, die allen Auflösungsprozessen widersteht. Wie die Langhaarigen in Pasolinis Vorstellung von der Neuen Linken, so wurden schließlich die Skinheads von der rechten und neofaschistischen Kultur aufgesogen. Und das konnte nur geschehen, weil es einen Keim dazu nicht nur im Tribe und seinen Anschauungen selber gab, sondern auch in eben dieser Körper-Inszenierung. Denn wie die Hippie-Kultur eben das, was ihre Körperzeichen ausdrückten, auch als Kultur zu praktizieren unternahm, nämlich eine Form beinahe vollständiger Offenheit, eine Meta-Kultur für viele, auch einander widersprechende Subkulturen, so drückten die Körperzeichen der Skinheads, lange bevor sie sich mit so etwas wie einer Ideologie verbanden, schon die Sehnsucht nach einer geschlossenen, undurchlässigen, monumentalen Kultur aus, in der genau das am verpöntesten erscheinen mußte, was die Utopie der Hippies gewesen war: die Toleranz.

Wie die Langhaarigkeit war indes auch die Glatzköpfigkeit gewiß nicht nur als reine Negation zu verstehen, als eine Art synthetisch rekonstruiertes Generationen- und Klassenbewußtsein, sondern war ebenfalls in sich mehrfach codiert. Wo sich jene in der Tradition der romantischen Outlaws sahen, da bezogen sich diese mehr oder weniger direkt auf eine soldatische Kultur; der blanke Schädel imitierte den militärischen Helm, so wie auf einer tieferen anthropologischen Ebene möglicherweise der Helm eine Imitation des aggressiven kahlen Schädels gebildet haben mochte. Die Glatze setzte ihren Träger in die Tradition des gefährlichen Barbaren. Hunderte von Bildern glatzköpfiger Krieger spuken in unserer populären Kultur, kriegerische Tartaren und Hunnen, und wenn in einem Western zwei verschiedene Indianerstämme vorkamen, dann waren immer die Langhaarigen die Guten und die Glatzköpfigen die Bösen, sieht man einmal von Uncas ab, aber der war ja auch gleich der letzte Mohikaner.

Glatzköpfig ist der Superschurke Lex Luthor in den Superman-Comics, glatzköpfig sind die bösen unter den Jugendbanden in Filmen wie »The Wanderers« oder die bösen Eingeborenenstämme in den »Akim«-Comics. In Cop-Filmen wie »Red Heat« sind die schlimmsten Gangsterbanden die Baldheads. In der Nachkriegsfilmgeschichte konnten wir uns nicht sattsehen an dem komischen Glatzkopf Hubert von Meyerink, der die ewige Wiederkehr des ulkig-bösen preußischen, schnarrenden Kommißkopps gab. Und in Martin Scorseses Film »Taxi Driver« rasiert sich Robert De Niro, bevor er zu einem ebenso blutigen wie sinnlosen Massaker aufbricht, den Schädel.

Kurzum: Das Glatzköpfige in unserem kollektiven Unterbewußtsein ist mit dem Starken, dem Bösen und dem Barbarischen besetzt, und nur der Umschlag ins Komische oder ins Würdige des Alters bewahrt es vor der Bedrohlichkeit. »Die Bürger«, sagt die Glatze in Fortsetzung von Pasolinis Gedanken, »haben guten Grund, mit Haß und Schrecken auf uns zu blicken, denn das, was hinter unserer Glatze steht, stellt sie vollkommen in Frage.« Diesmal allerdings nicht, wie bei den Langhaarigen, indem wir die Gesellschaft infiltrieren, an allen Ecken und Enden auftauchen, sondern indem wir im Gegenteil eine vollständig geschlossene Gesellschaft, eine Kaste der Gewalt bilden, die eure geheimsten Wünsche auslebt, die keinen Widerspruch gegen die kleinbürgerlichen Normalos darstellt, sondern im Gegenteil ihr geheimer Orden ist, ihre Armee der Nacht.

Aber die Glatze hat auch eine vollkommen andere Notation, die zur ersten scheinbar in Widerspruch steht. Sie ist auch Zeichen der Demütigung und des Opfers. Mönche schneiden sich die Haare ab; Samson, dem das Haar abgeschnitten wurde, war seiner Kraft beraubt; das rituelle Abschneiden der Haare ist öffentliche Strafe, es ist das Zeichen von Gefangenschaft und vollständiger Unterwerfung, und in der militärischen Kultur nicht allein Zeichen der kriegerischen Aggression, sondern auch erster Schritt in einer langen Kette der Demütigungen, die auf eine Auslöschung der Persönlichkeit abzielt. Es ist im übrigen signifikant, wie sehr dieses Ritual des Schädelrasierens in der amerikanischen Armee und ihrer Darstellung in der populären Kultur an Bedeutung gewonnen hat, als sich diese Armee von einer Wehrpflichtigen- in eine Berufsarmee verwandelte. Das Abstreifen der zivilen und bürgerlichen Existenz, die Verabschiedung der individuellen Biographie haben nun einen weit größeren Stellenwert. Die Schädelrasur ist das perfekte Bild vollständiger Unterwerfung, vollständiger Verwandlung und schließlich vollständiger Gewalttätigkeit. Diese Form einer zur Schau gestellten Nacktheit definiert also zugleich den Aggressor und das Opfer, es erzählt gewissermaßen die Genesis einer Revolte. »Ich komme«, sagt die Glatze, »aus einer unterdrückten Kultur, ich bin stigmatisiert, und ich gebe euch diese Unterdrückung zurück, nicht indem ich sie aufhebe, sondern im Gegenteil, indem ich sie radikalisiere, indem ich die Demütigung in systematischen Terror verwandle.« Und so ambivalent die langen Haare als Zeichen einer androgynen Konzeption der Sexualität gewesen sein mögen, so ambivalent ist auch die Glatze als erotisches Zeichen.

Sie ist ja keineswegs nur als Zeichen sozusagen eindeutig gemachter Männlichkeit zu lesen, sondern provoziert auch Assoziationen mit Bildern der Homosexualität in unserer populären Kultur. Die Verwandlung des Körpers in eine Art entblößten Super-Phallus scheint sich zu wappnen nicht nur gegen den Feind, sondern auch gegen das Weibliche, gegen alles Nachgiebige und Unklare. Nicht umsonst steht in der Pornographie die Glatze für die sado-masochistische Inszenierung. Und bis zu einem gewissen Grad läßt sich dieses Zeichen auch von der weiblichen Seite übernehmen. Die

Verwandlung der Frau in den militanten Krieger erfolgt in Filmen wie »Alien 3« durch das rituelle Haareschneiden, und Demi Moore in »G. I. Jane« vollzieht ihre radikale Verwandlung in den Soldaten, der mit den männlichen Kollegen jedes Ritual und jede Kampfhandlung teilen will, indem sie sich den Schädel rasiert. So kann sie in der Schleifer-Folter dem Schleifer-Folterer folgerichtig entgegenhalten: »Lutsch meinen Schwanz«, und so ergibt sich, wie einst für den langhaarigen Mann eine leichte Transgression zum Weiblichen, für die kahlköpfige Frau eine leichte Transgression zum Männlichen. Die Androgynität also hat nur das Vorzeichen gewechselt, auch wenn an anderer Stelle, wie etwa bei Sinead O'Connor, eher der andere, der Opfer- und Bestrafungs-Aspekt der Glatze in den Vordergrund tritt.

Das Modell der sich zueinander spiegelverkehrt verhaltenden Körperzeichen von Langhaarigkeit und Glatzköpfigkeit hat freilich einige gewichtige Haken. Zum einen verhalten sich nun einmal linke und rechte Kultur *nicht* wie wechselseitige Spiegelungen. Das bedeutet unter anderem, daß es signifikante Unterschiede darin gibt, wie mit einem Körperzeichen umgegangen wird, wie es instrumentalisiert wird. Während nämlich der Konformitätsdruck der Langhaarigkeit recht eigentlich erst jenseits ihrer Einbindung in die linke Szene begann, nämlich im Pop-Diskurs, ist der der Glatzköpfigkeit der rechten Szene von vornherein eingeschrieben. Lange Haare kann man sich stufenweise wachsen lassen, und man kann ihnen sehr individuellen Ausdruck verleihen. Der rasierte Schädel dagegen ist auch insofern eindeutig, als ihm ein sozusagen extremer Entscheidungsprozeß vorangeht. Während man dort also mit seinem Erscheinungsbild in eine Kultur hineinwachsen kann, gleicht das andere fatal einem Initiationsritus, in dem vielleicht nicht zufällig auch ausgedrückt wird, daß man etwas hergeben, daß man sich »bis auf die Haut« entblößen muß. Während die Hippies versuchten, ihren Körper in ein Kunstwerk zu verwandeln, versuchten die Skinheads, die Ästhetik der Waffe zu imitieren. Der ganze Körper wird zu einem phallischen Projektil. Und wo der Hippie, provozierend oder narzißtisch, die Blicke auf sich lenken wollte, da will der Skinhead den Blick an sich abgleiten lassen. Er will wahrgenommen, aber nicht angesehen werden.

Wenn Pasolini recht hat, daß nämlich die langen Haare ein Teil bürgerlicher Privilegiertheit ausdrückten, so drückt die Glatze ein offensichtliches Unten-Sein aus. In den neofaschistischen Aufmärschen wissen die Glatzen, so scheint es, über ihren Ort in der Hierarchie sehr genau Bescheid, sie dürfen sich als körperliche Avantgarde fühlen, machen aber sofort Platz, wenn der geschniegelte Neofaschist mit den feinen Manieren und dem Mainstream-Anzug erscheint, der zu reden und zu organisieren versteht. Als erotisches und politisches Körperzeichen kommt die Glatze gerade in dieser Inszenierung zu ihrem Ideal: Sadismus nach außen und unten, Masochismus nach innen und oben.

Zum anderen hat sich mediale Vervielfältigung auch der Körperbilder erheblich beschleunigt. Die Windeseile, mit der sich die Glatzköpfigkeit etwa im Sport verbreitet hat, geht einher mit einem spürbaren Schub in der Inszenierung von Nationalismus und Chauvinismus. Der langhaarige Fußballspieler individualisierte sich durch seine Haare, der glatzköpfige dagegen kollektiviert und militarisiert sich. Er unterwirft sich dem höheren Ziel des Sieges in seinem Haar-Opfer. Während der langhaarige Sportler den Anteil des Spielerischen in seinem Tun unterstrich, ist jener Teil der Militarisierung des Sports. Er sagt: Es ist nicht meine Kunst, die den Ball ins Tor bringt oder den Weltrekord fallen läßt, sondern es ist meine Fähigkeit, meinem Körper etwas anzutun, ihn in eine Maschine zu verwandeln, meine Opferbereitschaft, meine Reduktion.

Während sich also der Skinhead in der medialen Spiegelung selbst bestätigt fühlen kann in seiner eigentlichen Absicht, sich als Zentrum eines terroristischen Systems zu inszenieren, Angst zu erzeugen -und als Maschine zur Angsterzeugung wird er keineswegs nur von seinen neofaschistischen Hinterleuten eingesetzt, sondern durchaus auch vom rechten Mainstream -, vermag die vermeintlich unpolitische Glatze in den Medieninszenierungen auch als klammheimliche Bestätigung klammheimlicher rechter Diskurse zu wirken. Auf fatale Weise also kann dabei die Sportlerglatze die Skinhead-Glatze legitimieren und ihr einen Grad an Mainstream-Kompatibilität attestieren. Denn das Ineinander von Monumentalisierung und Entblößung in diesem Körperzeichen, zumal dort, wo es mit einer so oder so aggressiven und organisierten Handlung verbunden ist, läßt sich nicht ohne weiteres zivilisieren. Im endlosen Fließen unserer Medienbilder formt sich eine mythische Ahnung von der Existenz eines kriegerischen Männerbundes in der Gesellschaft, die sich durch die Glatze definiert und die bis zu einem gewissen Grade auch weiblichen Mitgliedern offensteht, die das Ritual von Opfer und Gewalt akzeptieren.

So wie also bei den Langhaarigen an die Stelle der politischen Aussage der Pop-Diskurs trat, so übersetzt sich die Glatze in der Medienmultiplikation in eine Art von Fitneß-Dislcurs. Gewiß verliert das Zeichen dabei an ideologischer Eindeutigkeit, aber es bleibt an eine Körper-Definition gebunden, die in einer Neuformulierung einer Unterscheidung gipfelt, die die Entwicklung der Körperbilder in der populären Kultur begleitet. Schon für die Theoretiker der dreißiger Jahre war der Unterschied des Körperbildes in der medialen Unterhaltung klar: Das bürgerliche Publikum fragt in seinen Bildern, was der Körper will, das proletarische Publikum fragt danach, was der Körper kann. Der Glatzenträger, als faschistischer Gewalttäter, als tribalistischer Kampftrinker, als Soldat, als stromlinienförmiger Sportler oder als ekstatischer Dauertänzer knüpft offensichtlich an diesen Diskurs an. Er drückt aus, was sein Körper kann. Und die direkte oder sublimierte Gewalt scheint dafür das einzige Medium, weil es andere kaum noch gibt. Unsere übrigens langhaarigen Helden aus den Muskelprotzfilmen der sechziger Jahre mußten immer wieder Felsen stemmen, Säulen eindrücken oder Elefanten am Strick heranzerren, ganz offensichtliche Abbildungen körperlicher, proletarischer Arbeit, die in diesen Filmen nicht umsonst

immer in den Kontext der Befreiung gestellt wurden. Die Muskelprotze unserer Tage dagegen definieren sich ausschließlich als zielgerichtete Kampfmaschinen; der männliche Körper hat die Arbeit als Medium verloren, und nach vielem anderen mag die athletische Glatze schließlich auch einen Protest gegen den Verlust der Arbeit als Erfahrungsmedium ausdrücken.

Die Befreiung des Körperzeichens »Glatze« aus dem Kontext Skinhead und faschistische Gewalt mag also einerseits dem Zeichen die Schwere nehmen - es wird gewissermaßen bis zur Individualglatze differenziert, die weder Zugehörigkeit zu irgend etwas nach Abgrenzung gegen irgend etwas signalisiert, allerdings eine Form des Protestes gegen einen körperlich-sozialen Verlust anzeigt. Vom ästhetischen und mythischen Standpunkt aus gesehen könnte man also sagen: Die Glatze ist zu schön und zu kompliziert, um sie den Rechten zu überlassen. Aber andererseits bedeutet jede Auflösung eines politischen Zeichens auch eine Verwischung von Spuren und Grenzen.

Obwohl die Bindung des Skinhead-Tribes an neofaschistische Organisationen rigider und im übrigen weitaus manipulativer erscheint als die der Langhaarigen an die Linke, konnte doch auch dieses Korperzeichen seine politische Eindeutigkeit nicht behalten. Es drückte einfach zu vieles, zu Bedeutendes, zu Widersprüchliches aus, um es im Lager der Rechten zu belassen. Längst gibt es neben der Skinhead- und der Mode-Glatze die künstlerische Vitalistenglatze, die Kulturglatze, die Fußballerglatze, die Rave-Glatze und die Designer-Glatze. Von der altmodischen Haarausfall-Glatze zu schweigen, deren Bekämpfung durch Toupets oder Haarimplantationen aus der Mode gekommen ist.

Und in der Tat könnte ja auch, wie sich in den langen Haaren, Pasolini zufolge, etwas Reaktionäres im Progressiven ausdrückte, umgekehrt in der Glatze auch etwas Linkes im Rechten sich ausdrücken. Wie sich in den langen Haaren eine bourgeoise Revolte gegen die eigene Klasse zugleich mit einer Abgrenzung gegen das Proletarische, Hungerleiderische, Nicht-auf-der-Höhe-der-Zeit-Befindliche sich ankündigte, so mag sich in der Glatze nicht nur die rechte Militanz eines Proletariats zeigen, das die Glatzenträger ans Kleinbürgertum verraten wähnen, sondern auch die radikalere Absage an die bescheidene Freiheit und den bescheidenen Luxus des Bürgertums.

Wie auch immer: Die Beschleunigung des nomadisierenden Körperzeichens »Glatze«, das nach allerlei Subkulturen und durch die Mainstream-Medien schließlich bereits die Linke erreicht und dabei einen Grad an frivoler Vieldeutigkeit erlangt hat, ist offensichtlich nicht mehr aufzuhalten. Und so vieldeutig ist sie geworden, daß wir nicht mehr wissen, ob wir dies mit Erleichterung oder Besorgnis zur Kenntnis nehmen sollen. Auf jeden Fall haben wir nichts mehr gegen Glatzen. Einige unserer besten Freunde tragen welche.

Konkret 07/98, S. 54

Günter Amendt

»Ein Quentchen Wahn«

Es gibt keinen Grund, Wolfgang Kraushaars »Frankfurter Schule und Studentenbewegung« zu mißtrauen. Eine Replik auf Oliver Tolmeins Rezension in KONKRET 6/98

Wenn man sich vornimmt, ein voluminöses Werk von 1.802 Seiten unmittelbar nach dessen Erscheinen zu besprechen, sollte man zu erkennen geben, worauf die Beurteilung sich stützt. Anders gesagt, der Kritiker sollte deutlich machen, wie intensiv er sich in der Kürze der Zeit mit dem zu besprechenden Werk beschäftigt hat. Also: Ich habe unter redaktionellem Zeitdruck einige Passagen des von Wolfgang Kraushaar bei Rogner & Bernhard herausgegebenen dreibändigen Werkes *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail* mehr gesichtet als gelesen, mehr inspiziert als studiert.

Auch sollte nicht unerwähnt bleiben, daß ich als Rezensent eines Buches über die Geschichte des politischen Protestes in Frankfurt am Main alles andere als unbefangen bin. Ich habe meine Kindheit und Jugend in dieser Stadt, die einmal Hauptstadt der Bundesrepublik werden wollte, verbracht. Hier wurde ich politisch sozialisiert, hier habe ich in den späten 50er Jahren als Kriegsdienstverweigerer an Demonstrationen gegen die drohende atomare Bewaffnung der Bundeswehr teilgenommen, hier habe ich am Institut für Sozialforschung studiert, und hier war ich in der Zeit der Studentenbewegung als sogenannter Rädelsführer aktiv. Über einen Teil von Wolfgang Kraushaars Chronik, die sich von 1946 bis 1995 erstreckt, urteile ich also als Zeitzeuge. Ich kann den Verfasser zur Detailgenauigkeit seiner Arbeit nur beglückwünschen.

Selbst wenn das eine oder andere Ereignis nachzutragen wäre - etwa die Rolle der Schülerbewegung, die mir auf den ersten Blick unterbelichtet scheint -, nie hat man den Eindruck, etwas sei bewußt und in der Absicht einer Fälschung ausgelassen worden. Die Chronik zählt auf, was war, sie läßt nichts aus, was wichtig gewesen ist. Ohne Hohn und ohne Häme, ohne besserwisserische Anmerkungen und ohne denunziatorische Kommentare, von denen der ebenfalls bei 2001 erhältliche Bildband von Michael Ruetz 1968. Ein *Zeitalter wird besichtigt* nur so trieft, wird die Geschichte des politischen Protestes in Frankfurt am Main ausgebreitet und erzählt. Kraushaar hält sich zurück mit eigenen Kommentaren. Zum Glück, denn als Autor eines in der »FAZ« veröffentlichten Artikels, der sich auf Dokumente der Gauck-Propagandabehörde stützt, beteiligt auch er sich an der denunziatorischen Uminterpretation der Ereignisse in den 60er Jahren.

Bei der Auswahl der im zweiten Band versammelten Dokumente galt es Entscheidungen zu treffen. Ich unterstelle - grundlos, wie ich zugeben muß, denn spontan fiele mir kein Beispiel für diese Unterstellung ein - daß bestimmte Dokumente »fehlen«. Etwa dieser oder jener Brief aus dem Nachlaß von Theodor W Adorno und Max Horkheimer. In der 1986 von Rolf Wiggershaus veröffentlichten Geschichte der Frankfurter Schule werden Briefe zitiert und dokumentiert, die in Kraushaars zweiten Band »Dokumente« hätten aufgenommen werden können. Aber auch da gilt, was schon für die Chronik gilt: Es gibt keinen erkennbaren Grund, der von Kraushaar getroffenen Auswahl zu mißtrauen.

Oliver Tolmeins in KONKRET veröffentlichte griesgrämige Polemik geht an der Intention des Herausgebers völlig vorbei. Was soll der Hinweis auf die Originalquellen und der Ratschlag, die Briefe von Horkheimer und Adorno in den Ausgaben bei Fischer oder Suhrkamp zu lesen? Das Spannende und Aufregende an Kraushaars üppigem Werk ist ja gerade, diese Briefe und Aufsätze, auch, nein gerade, wenn man sie schon kennt, im Kontext einer Geschichte des politischen Protestes erneut zu lesen.

Ganz sicher kommt der pop-kulturelle Aspekt der 60er Jahre zu kurz, auch wenn die Happenings und Aktionen innerhalb und außerhalb des SDS in der Chronik verzeichnet sind. Die enge Verflechtung von Popkultur und Protestbewegung wird in allen Retrospektiven, die in den vergangenen Wochen und Monaten zu sehen, zu hören und zu lesen waren, schlicht ignoriert. Eine Reflexion dieses Aspektes der Protestbewegung, der eben mehr ist als nur ein Aspekt, fehlt auch in Kraushaars Werk. Das ist ein Manko des dritten Bandes, in dem Protagonisten und Aktivisten von damals reflektierend zurückblicken. Viele der Beiträge zum dritten Band wurden bereits Ende der 80er Jahre geschrieben, einige wurden überarbeitet, der Rest stammt aus der zweiten Hälfte der 90er Jahre. Alle Aufsätze haben ihre Berechtigung im Gesamtwerk, alle sind lesenswert, einige besonders; etwa das Gespräch des Herausgebers mit Oskar Negt.

Spätestens nach der Lektüre von Kraushaars Werk wird jedem, der es noch nicht wußte, klar werden, daß die Beziehung zwischen den Protagonisten der Studentenbewegung und den verehrten aber auch idealisierten Lehrern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung auf einem Mißverständnis beruhte. Adorno und Horkheimer verfolgten ihre eigene Agenda. Ihre Distanz zu dem, was auf den Straßen geschah und in den Hörsälen sich abspielte, war größer, als die studentischen Aktivisten wahrhaben konnten und wahrhaben wollten.

Besonders Horkheimer nahm es ernst mit der *reeducation* der westdeutschen akademischen Jugend. Im Spannungsfeld des Kalten Krieges stand er im Zweifelsfall immer auf seiten der USA, die ihm, dem mittlerweile nach Deutschland zurückgekehrten Emigranten, einst Zuflucht gewährt hatten. In einem Brief aus dem fernen Kalifornien konfrontiert Herbert Marcuse Adorno mit dem Vorwurf, »daß einiges von dem, was Du sagst oder schreibst, die Cold War Ideologie zu

fördern scheint«. In einem gemeinsamen Brief weisen Adorno und Horkheimer diesen Vorwurf entschieden zurück. Eine Notiz von Friedrich Pollock, aufgeschrieben im Mai 1965, läßt an Horkheimers politischer Urteilskraft durchaus zweifeln. Über »die Lage Amerikas in Südvietnam« urteilt Horkheimer: »Aber mit einiger Sicherheit läßt sich sagen, daß der Rückzug nicht bloß ein fürchterliches Blutbad in Südvietnam bedeuten, sondern auch den Weg der Chinesen zum Rhein wesentlich beschleunigen würde.«

Als die Protestbewegung in ihre militante Phase eintrat, und Horkheimer sich in die Salons des Frankfurter Bürgertums zurückzog, war es Adorno, der die Auseinandersetzung mit den rebellischen Studenten und Studentinnen austrug: »Die Meriten der Studentenbewegung bin ich der letzte zu unterschätzen, sie hat den glatten Übergang zur total verwalteten Welt unterbrochen. Aber es ist ein Quentchen Wahn beigemischt, dem das Totalitäre teleologisch beiwohnt.« Kein Widerspruch von meiner Seite.

Kraushaars Buch stößt alle, die an den Auseinandersetzungen um Adorno beteiligt waren, noch einmal mit voller Wucht auf die schäbigen und beschämenden Aktionen, die diese Auseinandersetzungen begleiteten. Schäbig und beschämend deshalb, weil wir, mehr als uns bewußt war, an den Verdrängungsmechanismen unserer Eltern teilhatten. Heide Berndt weist in ihrem Beitrag zu Recht darauf hin, daß die studentische Protestgeneration die wirklich radikale Auseinandersetzung mit der Generation der leiblichen Eltern scheute. Wir haben sie geschont, weil wir es nicht ertragen hätten, in ihnen Täter zu sehen. Das hat den Blick auf die Opfer verstellt. Hätten wir verstanden, was es für einen nach Deutschland zurückgekehrten jüdischen Emigranten bedeuten muß, von deutschen Studenten unter Druck gesetzt zu werden, und sei es nur symbolisch, dann hätten wir die politisch wohl unvermeidliche Auseinandersetzung mit Adorno so nicht führen können und so nicht führen dürfen.

Kraushaars Buch ist eine echte Überraschung. Nach all den Rationalisierungen und Selbstverleugnungen, nach den vielen Verzerrungen und Verfälschungen, die das 68er-Revival in den Medien mit sich brachte, ist zuguterletzt doch noch eine Arbeit erschienen, die man getrost »in die Hand des jugendlichen Lesers« legen kann. Wer sich über die Geschichte der Studentenbewegung informieren will, von den Schlachtberichten der Veteranen aber nicht zugetextet werden möchte, hat hier eine Quelle, die ihm oder ihr erlaubt, sich selbst ein Bild zu machen.

Und noch etwas: Im Medienrückblick wurde der Eindruck erweckt, Westberlin sei unbestritten das Zentrum der bundesdeutschen Protestbewegung gewesen. Kraushaars hervorragend gestaltetes und ausgestattetes Werk korrigiert diesen Eindruck. In Berlin mag auf den Straßen mehr los gewesen sein; dafür war in Frankfurt mehr los in den Köpfen.

Wolfgang Kraushaar (Hg): *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946 bis 1995. 3* Bände, Rogner & Bernhard bei 2001, Hamburg 1998, 98 Mark

Konkret 07/98, S. 55

Hermann Peter Piwitt

Schlußbilanz

oder Die Austreibung der politischen Vernunft aus dem geistigen Leben

Die Realität täuscht über alles andere hinweg.

Nikolas Born

Das Weltbild des Mittelalters nennen wir gern geschlossen. Kleriker führten das Wort. Sie diskutierten nicht darüber, ob es Hexen gab, sondern woran man sie erkennt und worin sie sich unterscheiden. Folter und Holzstoß riskierte, wer darauf bestand, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Die Leibeigenschaft galt als naturgegeben. Als Landesväter von Gottes Gnaden verstanden sich noch vor hundert Jahren die Fürsten, als Landeskinder die Untertanen. Das Schottland des 19. Jahrhunderts galt als >überbevölkert< von dem Moment an, als die Landeigner sich eine höhere Rendite davon versprachen, Schafe statt Menschen dort leben zu lassen. Die Vertreibung der Menschen nannte man >improvement<, Verbesserung.

Als >Arbeitgeber< verstehen wir heute Menschen, die über das Kapital verfügen, Güter und Dienstleistungen produzieren zu lassen. Als >Arbeitnehmer< die Produzenten. Wobei die Arbeitgeber gleich vierfach arbeiten: Ihr Kapital arbeitet, ihr Boden arbeitet, in der Regel arbeiten sie selbst auch noch; und außerdem schaffen sie Arbeit.

Etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an sprach sich ein Verdacht herum: Nämlich, daß Fabrikanten reich wurden nicht dadurch, daß sie 40 Stunden am Tag arbeiteten, sondern dadurch, daß die Arbeit der abhängig Arbeitenden mehr wert war als der Lohn, den sie dafür bekamen. Von diesem Mehrwert ließen sich die Maschinen kaufen, die menschliche Arbeit teils billiger, teils - mehr oder weniger - überflüssig machten.

Sozialdemokraten war noch bis in die siebziger Jahre hinein der Grundwiderspruch von gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung so vertraut wie die Kartoffelkiste unter der Kellertreppe der Großeltern. Sie leiteten daraus den Anspruch ab, daß die abhängig Arbeitenden -wenn nicht über ihre betrieblichen, so doch wenigstens über ihre politischen Vertreter -mitbestimmen sollten darüber, was mit dem von allen erarbeiteten Mehrwert geschieht. Und vielleicht lesen Sie dazu einmal nach, was ein Rudolf Scharping sagte, als er noch jünger war. Inzwischen spricht von Demokratie in der Wirtschaft niemand mehr. Die Volkswirtschaft wurde den Betriebswirten überlassen. Und das vermeintlich Unabänderliche auf den Begriff des >Unternehmens Deutschland< gebracht und damit zur Raison derer, die die Macht haben zu definieren. Während sich die Politik darauf beschränkt, dem globalen Kapital weltweit die passenden Nachtwächterstaaten zu garantieren.

In *Alice im Wunderland* fragt Alice, »ob man denn Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann«, und der Goggelmogel antwortet ihr: »Es fragt sich nur, wer der Stärkere ist, weiter nichts.« Womit finden wir uns ab, wenn wir von >Verbrauchermarkt<, von >Entsorgungspark< sprechen? Begriffe, Definitionen, Sprachregelungen machen uns das Unzumutbare vertraut. Wir folgen ihnen wie Wegzeichen in die Irre. Sie machen unser Wahrnehmungsvermögen fix und fertig. Richten uns her, zu und hin. Die Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth nannte kürzlich die Arbeitslosigkeit eine >Geißel der Menschheit< Was hat sie damit gemeint? Gehört, wie die Pest im Mittelalter, Arbeitslosigkeit zum Leben selbst?

Arbeitslosigkeit: in welchem wahnhaften Sinn verstehen wir sie bereits? Und haben wir nicht einmal erhofft, daß Maschinen uns von täglich langer und anstrengender Arbeit befreien? Daß wir uns die Güter, die sie erzeugen, am Ende nur noch bei ihnen abholen? Welche Eigentumsverhältnisse machen das unmöglich? Und wieso, wenn Unternehmer Arbeiter und Angestellte nicht mehr brauchen, wieso *fragen* sich die Betroffenen nicht wenigstens einmal, wozu *sie* dann noch Unternehmer brauchen? Wer denn eigentlich macht sich hier überflüssig?

Ich bin ein Dichter, der sich Gedanken macht. Mich interessieren Szenen, Geschichten, Charaktere, Augenblicke. Ich weiß nicht, ob das allein vor dreißig Jahren genügt hätte, mich vor Dogmatismus zu bewahren. Aber bei einem meiner Lehrer, Theodor W. Adorno, lernte ich rechtzeitig, daß der Dialektische Materialismus nur eine Methode des Denkens, eine Weise, sich die Welt zu erklären, ist (und manchmal sogar eine ganz praktische), aber kein Naturgesetz. Das leuchtete mir ein. Inzwischen herrschen nach Jahren des Erfahrungshungers unter Gebildeten andere Weltanschauungen. Es gebe Tausende, Millionen Wahrheiten, sagte kürzlich ein Berliner Architekt zu mir; und an jede hätten wir unsere Aufmerksamkeit zu verwenden. Gut. Und wenn nicht Wahrheiten, so doch immerhin Phänomene. Aber für all diese Phänomene gibt es mittlerweile auch Erfahrungsrahmen, Rahmenbedingungen der Erkenntnis. Dazu gehören: Daß der Markt, das heißt Angebot und Nachfrage, alles regelt. Daß der Weltmarkt zum Segen aller, statt zum Vorteil weniger funktioniert. Daß Wohlstand für alle auf der Erde zu erreichen ist nur auf dem Umweg der weiteren Bereicherung weniger. Daß die Schurken

auf der Welt nur diejenigen sind, die schlechte Beziehungen zu Washington oder Bonn haben. Daß die Presse frei ist, weil der Staat ihr nicht dreinredet, (während tatsächlich in Dienst genommener Geist nur immer schon sein eigener Hintermann ist). Und daß ein Dichter frei ist, wenn er vermeint, Freiheit sei hinreichend gewährleistet, sobald nur die Freiheit *seines* Geistes gewährleistet ist.

Nach Maßgabe dieser und anderer, ökonomischer und technologischer >Rahmenwahrheiten< macht die große Mehrheit heute ihre Erfahrungen. Sie machen das Sein aus, das unser Bewußtsein bestimmt; um einmal an einen Satz Helmut Schmidts zu erinnern, zu dem kürzlich Rainer Barzel nickte. Und mit all dem wäre immerhin zu leben. Wäre nicht spätestens 89 etwas passiert. Spätestens 89 wurden auch noch die Reste kontrastierenden Denkens und Trachtens vom Markt, das heißt aus der Öffentlichkeit gefegt. Man entledigte sich jedes gründlichen Widerspruchs. Übrig blieb eine einzige Ideologie, nach der allein nun zu leben und zu wirtschaften war. Und nach ihrer Maßgabe sind wir nun alle interniert in der *einen* Welt. Und nur wer Geld hat, kommt zwar noch überall hin, aber nicht mehr raus.

Das geschlossene System des Staats- und Parteisozialismus hatte ein Fenster. Und irgendwann flog es auf. Das geschlossene System, in dem wir nun leben, ist so gut wie dicht. Und irgendwann nimmt das alternativlos uns Zugerichtete, schlecht Bestehende den Schein des Lebens selbst, der Realität an sich an. Und niemand reagiert mehr auch nur mit dem alten Sprichwort: »Piß mir nicht in den Rücken und sag, daß es regnet.«

Nikolas Born, der frühverstorbene Lyriker und Romancier, Autor des wohl bedeutendsten deutschen Romans seit der *Blechtrommel,* ich meine *Die Fälschung,* Born schrieb einmal: «Die Realität täuscht über alles andere hinweg.« Und rief dazu auf, das Wahnsystem Realität um seinen Alleinvertretungsanspruch zu bringen. Er weigerte sich, zur Realität den passenden Realismus zu liefern. Was ist seitdem alles vergessen, oder sollen wir besser sagen: in Vergessenheit gebracht worden?

Günter Grass darf gerademal was gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit sagen. Daß er Kritik übte an der Art und Weise, wie die Wiedervereinigung zustande kam, brachte ihm Schläge wie nie zuvor ein. Anderen Schriftstellern wurde die Öffentlichkeit fast ganz verschlossen. Und nachdem jene Intellektuellen zum Schweigen gebracht waren, die sich zur leisetreterischen kritischen Partnerschaft mit der Macht nicht verstehen wollten, folgte Jahre später der wohl größte Zynismus: >Warum schweigen die Dichter, warum mischen sich die Schriftsteller nicht mehr ein?< Plötzlich waren die Blätter voll davon. So, als sei der Zustand, der moniert wurde, nicht von eben denen aufgenötigt worden, die ihn beklagten; und so, als sei man tatsächlich bereit, die herrschenden Übereinkünfte zur Disposition zu stellen.

Eine lautet: Der Markt ist zwar ungerecht, aber es gibt nun mal zur Zeit keine Nachfrage nach >linkem< Gedankengut. Die andere: Wir würden ja gern. Aber die neuen >Strukturen<, die neue audiovisuelle Öffentlichkeit hat die Schriftsteller und Intellektuellen leider marginalisiert. Und beides ist natürlich Dreck. Denn erstens ist der Markt kein höheres Schicksal, sondern die Öffentlichkeit, wo der wirtschaftlich Stärkere seine materiellen Interessen vertreten läßt, auch auf der sogenannten >Diskursebene<. Und zweitens war der politisch unerwünschte Intellektuelle immer marginalisiert, egal ob zu Galileis oder Büchners Zeiten, als die große Mehrheit sich aus Bauern- und Kirchenkalendern und nach den Verfügungen der Obrigkeit informierte geradeso wie heute aus dem Fernsehen, heute, wo die Verhältnisse >pluralistisch< heißen mit der gleichen Berechtigung, wie die mexikanische Staatspartei sich >Partei der permanenten Revolution< nennt.

Aber davon noch einmal gegen Schluß. Denn noch etwas anderes passierte 89. Ich zitiere den großen alten Eric Hobsbawm: »Der Zusammenbruch des einen Teils der Welt enthüllt die Malaise des anderen.« Wie sieht diese Malaise aus? Ein paar Daten: Eine Million Kälber werden jährlich innerhalb der EU als Sondermüll entsorgt. Ich lese das in »Du und das Tier«. Für jedes gezielt zuviel produzierte Tier gibt es eine Killerprämie von 280 Mark. Und weil in Deutschland das Tierschutzgesetz das Töten für den Sondermüll verbietet, werden die Tiere auf englische, französische und portugiesische Schlachthöfe transportiert. Die entsprechende hochsubventionierte Massenvernichtung von landwirtschaftlichen Produkten dazu nur ein unblutiger Parallelschauplatz.

Aschermittwoch 98: Und Finanzminister Waigel schwärmt von unseren global Players, die in Südamerika »Märkte erobern«. Und kaum jemanden scheint es gegruselt zu haben bei dem Gedanken, was solche Eroberungen seit Kolonialzeiten bedeuten: ruinierte Binnenmärkte; oder, wie es in einem Memorandum von Pax Christi, der internationalen katholischen Friedensbewegung, heißt: »Für den größten Teil der Bevölkerung der >Investitionszonen< bedeutet die Integration in den Weltmarkt Landvertreibung und Landflucht, Produktion für den Weltmarkt statt für den eigenen Bedarf, Zerstörung ihrer Umwelt, ihrer Traditionen und Kulturen.«

Aber was ist mit uns? Leiden unsere Banken und Konzerne vielleicht nicht? An Überproduktion und Überliquidität? Daimler Benz, schreibt Michael Schneider, »bezieht aus seinen Anlagen und hochverzinslichen Wertpapieren fast schon mehr Gewinn als aus dem Verkauf seiner Automobile«. Und Siemens nennt er eine »Bank mit angeschlossener Elektroabteilung«. Und weiter lese ich: daß 12 Billionen Dollar, nach anderen Schätzungen zehnmal soviel, pro Jahr auf der Welt in Finanzprodukte statt in reale Güter flössen; Spielgeld also, Spielgeld in den Händen weniger zur Spekulation auf die Schwankungen von Wechselkursen, Zinssätzen, Aktienindizes und Preisnotierungen. Denn warum von den

Überschüssen Güter herstellen, wenn Menschen sie doch nicht kaufen können? Daß sie sie zum Leben, zum Überleben brauchen könnten? Wen schert das?

Was geschieht in Indonesien? Präsident Suharto ist nun weg. Aber wie lange konnte er sich halten! Er war verantwortlich für eines der größten Blutbäder der neueren Geschichte und beliebter Handelspartner: Monatelang brannten in seinem Machtbereich die Tropenwälder. Danach, schrieb kürzlich die »Frankfurter Rundschau«, »werden sich Malaysia und Indonesien den Weltmarkt für pflanzliche Fette teilen mit zwei Dritteln aller Exporte«. So wird man, während das Land seine Menschen immer weniger ernähren kann, weltmarktfähig, zumindest auf einem Sektor. Man hat von uns gelernt.

Was ist mit Rußland? Und war das nicht absehbar, wenn nicht gewollt? Und was geschah im ehemaligen Jugoslawien? Ich erinnere mich an muskelgestählte Kroaten mit Sturmgewehren im Vierfarbdruck in großen deutschen Illustrierten posierend als Rambos der westlichen Welt. Und wie im Hin- und Hermorden zwischen den Anhängern fanatischer Stammeshäuptlinge unsere Medien, aber auch fast alle politischen Parteien *und* viele Intellektuelle, einseitig Partei ergriffen im Sinn einer Politik, die bei genauerem Hinsehen nur die Traditionen deutscher Außen- und Geheimdiplomatie von 1914 über 1941 bis heute wahrte. Einem Dichter, der glaubte, es genüge, nur seinen Augen und Ohren zu trauen und seinem Gerechtigkeitssinn, Peter Handke, wurde damals der Marsch geblasen.

Wenn dem aber so ist und der seit den Zeiten des Humanismus plausible, universalistische Intellektuelle hat ausgedient: Wieso bittet man dann Schriftsteller aus dem spanisch-südamerikanischen und afrikanischen Kulturraum nach wie vor zu kritischen Synopsen? Weil dort, auf der Verliererseite, alles eben noch tief im argen liegt, während, bei uns, auf der Gewinnerseite, Grundsätzliches angeblich nicht mehr zur Debatte steht? Juan Goytisolo beklagt die »sakrosankten Gesetze des Freihandels«, »die multinationale Elite des Weltmarktes, die praktisch auch noch das Informationsmonopol besitzt«: Wieso soll, was er und andere aussprechen, für einen einheimischen Schriftsteller in den großen öffentlichkeitswirksamen Blättern nicht mehr zur Debatte stehen? Und wieso haben wir statt dessen zur Kenntnis zu nehmen, was einen Biermann mal wieder persönlich tief gekränkt hat, welchen neuen Hitler Enzensberger ausgemacht hat, wie deutsch Walser sich fühlt und wie belästigt Botho Strauß?

Ein Freund, dem als Dichter immer mal wieder die schönsten und grausamsten Idyllen gelingen, schenkte mir kürzlich ein Buch mit politischen Reden und Aufsätzen von sich mit der Widmung: »Dern Poeten in der Dachstube«. Ich fühlte mich geehrt. Gestattet doch das Abseits immer wieder, sich die Zumutungen zu vergegenständlichen, anstatt, mit Joseph Roth zu sprechen, »soviel zu besichtigen zu haben, daß einem das Sehen vergeht«. Er selbst ist ständig unterwegs. Immer auf den Kriegsschauplätzen der Welt oder auf Vortragsreisen, vorzugsweise in den USA. So alternierend. Wie andere auch. Die mal Freunde waren. Einen traf ich vor einigen Jahren wieder. Er hatte kurz zuvor Bosnien bereist und sich wie gewünscht dazu geäußert. Jetzt hatte er gerade an einer Tagung der Gulbenkian-Stiftung teilgenommen. Für ein Entgelt, für das, nach Augenzeugenberichten, auch deutsche Altbundeskanzler auf internationalen Podien schon mal gern einnicken. Ihm selbst schien nicht ganz wohl dabei zu sein, als er die Summe nannte. Er paßt sich nicht an. Er läßt sich nichts vorschreiben. Er hat nur das Glück, daß seit einigen Jahren das, was gut bezahlt wird, auch immer gerade das ist, was er meint. Und ich kann ihm nicht einmal böse sein deshalb. Denn es gab eine Zeit, da war er doch für ein paar Jahre recht tapfer. Und sollte das nicht genügen? Und ist nicht der Geist - in der Regel - schon immer eher windig gewesen, ein höchst flüchtiges Gebilde, wie der Name schon sagt? Und sind es nicht eher die großen Ausnahmen, die uns über diese Tatsache hinwegtäuschen?

»Wie kommt die Dummheit in die Intelligenz? Eine Frage, die nicht leicht zu lösen ist«, schreibt Brecht im *Tui*-Roman.

Ich erinnere mich an einen anderen, dritten Kollegen. Er wiederum hatte seinerzeit ungewöhnlich viel in Moskau zu tun. Und als es damit zu Ende war, nannte er unter den Besonderheiten, durch die er sich nun von dort tief getäuscht fühlte, Himbeersauce. Und betitelte ein neues Buch: *Die Himbeersauce kam vom KGB.*

Ein Philosoph und Kulturwissenschaftler, der vor lauter internationalen Verpflichtungen offenbar auch nicht mehr recht zum Nachdenken kommt, ist der Leiter des Berliner Wissenschaftskollegs, Lepenies. Lepenies veröffentlichte 1992 ein Buch mit dem Titel *Aufstieg und Fall der Intellektuellen in Europa.* Seine These, etwas vereinfacht: Die Intellektuellen, als Melancholiker von Haus aus, erträumen sich Utopien und haben damit die Menschen immer wieder ins Unglück gestürzt, zuletzt mit Faschismus und Stalinismus. Nun, endlich, mit dem Zusammenbruch des Ostblocks, sei damit Schluß. Eh ist man im Posthistoire angekommen. Das heißt: »Was den Intellektuellen heute noch bleibt, ist die raffinierte Umschreibung und Kommentierung des Common sense.« Und damit traf Lepenies ziemlich genau den gerade herrschenden Common sense.

Als ich das Buch durchgelesen hatte, fiel mir aus dem *Candide* des Intellektuellen Voltaire die Alte ein, der hungernde Janitscharen den Hintern weggeschnitten haben. »Mein Herrn, sagt sie, »wenn ich Ihnen meinen Hintern zeigte, würden Sie nicht mehr so reden und mit ihrem Urteil zurückhaltender sein.« Lepenies beruft sich unter anderem auf Julien Bendas *Der Verrat der Intellektuellen.* Und da kommt mir ein Satz von Pasolini quer aus seinem eben in deutsch erschienenen, großen Gedicht »Wer bin ich?« nämlich, »daß das Engagement nicht zuende ist sondern jetzt erst beginnt. Nie war Italien

widerwärtiger. Vor allem durch den Verrat der Intellektuellen.« Und natürlich meint Pasolini ganz andere Intellektuelle als Lepenies. Und einen ganz anderen Verrat.

»Die Chance und Würde des Intellektuellen besteht sowohl in der Radikalisierung seiner Subjektivität als auch in der mitfühlenden Teilhabe am gesellschaftlichen Ganzen.« Das schrieb Alfred Andersch, und er schließt damit aus der Zunft aus die bloß persönlich oder national ruhmsüchtigen, tatendurstigen und machtdienlichen, die D'Annunzio und Kipling, die Jünger und Becher, von Lebenden zu schweigen.

In den 50er und 60er Jahren hatten Schriftsteller Sorge getragen für die zivile und demokratische Minimalausstattung eines noch kurz zuvor bestialischen Volkes. Ich erinnere an die Rolle der Gruppe 47. Bürgerliche Freiheiten, die teils nicht einmal in der Verfassung standen, teils noch nicht Verfassungswirklichkeit waren, wurden 1968 mit roten Fahnen auf den Straßen eingetrieben. Anzubahnen schien sich, was dann >Zivilgesellschaft< hieß.

Und nicht viel später erklärten neue Meisterdenker das >Projekt Moderne< für beendet. Danach war die Weit, so wie sie sei, zwar nicht die beste-, aber immerhin zu gut, um sie noch länger Humanisten und Aufklärern zu überlassen; daß sie am Ende nicht noch auf die Idee kamen, darauf zu bestehen, das Projekt Moderne tatsächlich zuende zu führen: nämlich durch eine gründlich andere Art zu wirtschaften...

Inzwischen sind wir in einer Phase angekommen, die Ähnlichkeiten mit den Anfangsjahren der römischen Kaiserzeit hat. Die Klassenkämpfe - Marius und Sulla! -sind beendet. Die Klassenverhältnisse schlimmer denn je. Und Titus Livius schreibt in seiner Vorrede zur *Römischen Geschichte:* »Wir sind soweit, daß wir weder unsere Laster noch die Heilmittel dagegen ertragen können.«

Hermann Peter Piwitts Beitrag ist die leicht gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten um 29.4. im Hamburger Literaturhaus

Konkret 07/98, S. 58

Ka□ Sokolo□ sk□

Die Macht der Luge 1

Gut 100 Jahre nach ihrer Entstehung sind die,□ Protokolle der Weisen von Zion□ immer noch die Bibel der Antisemiten. Ein Z□ eiteiler □ ber Geschichte und Gegen□ art einer m□ rderischen F□ lschung

Wahrscheinlich hat die Beliebtheit der meisten Verschwörungstheorien direkt mit ihrer Absurdität zu tun. Die Kundschaft, die Verschwörungsmärchen abnimmt, hat eh schon immer geahnt, daß »hinter den Kulissen« dauernd krumme Touren laufen. Je weiter sich die paranoiden Phantasien der Konspirationserfinder von der belegbaren Historie entfernen, desto näher kommen sie dem Verfolgungswahn ihrer Klientel. Wer sich hinstellt und plärrt, der Holocaust sei ein Märchen, von den Juden erfunden, um den Deutschen ein schlechtes Gewissen einzureden, der wird bei all jenen, die keine Sekunde zögern würden, Juden totzuschlagen, wenn das denn wieder erlaubt wäre, Gehör und Glauben finden. Setzt der manische Lügner nach und faselt von einem Komplott des »Weltjudentums« gegen die »weiße Rasse«, das zum letzten Ziel habe, die »Arier« auszubeuten und zu versklaven, dann wird er auch bei jenen Leuten Zustimmung finden, die schon 1968 im Zionismus das Hauptziel ihres »antiimperialistischen Kampfes« geortet haben und die Rede über die Shoa tabuisierten, indem sie sie als ein »unbeschreibliches, unsägliches« Greuel abtaten.

Der neuzeitliche Antisemitismus, diese Melange aus gefälschter Evolutionslehre, fingierter Anthropologie, dumpfem Sozialneid und blankem Haß, brauchte, um politisch wirksam werden zu können, ein fünftes Element: die Theorie von der jüdischen Weltverschwörung. Gleichwie die Erkenntnisse Darwins und Mendels bei den Vordenkern des Judenhasses zu der Behauptung verkamen, im Juden habe sich alles Minderwertige des menschlichen Erbguts über die Jahrtausende konzentriert (und im Arier alles Makellose, weshalb er sich vor der »Blutmischung« mit dem »Israeliten« zu hüten habe) - genauso sinkt die Kapitalismuskritik bei ihnen herab zur Beschwörung einer geheimen Super-Organisation, die hinter den sowieso schon anonymen Machtpolen der industrialisierten Welt stünde, jenseits der Klassen und über allen Regierungen. Dieser allmächtige Apparat, der zum eigenen Nutzen Aktiencrashs, Generalstreiks und sogar Kriege anzettele, wurde zunächst mit dem »verjudeten Freimaurertum« identifiziert - was einen Mythos fortspann, der von den Feinden der Französischen Revolution in die Welt gesetzt worden war. Allerdings betrieb die Freimaurerei schon zu Zeiten Napoleons 1. nichts als Folklore und Vereinsmeierei, überdies mischten in den Logen mehrheitlich die Vertreter der »arischen« Elite mit, und deshalb schreckte dieses Gespenst nur mehr Landpfarrer und pathologische Rassisten.

Der 1. Zionistische Weltkongreß, der 1897 in Basel stattfand, mußte den Ideologen des Antisemitismus wie ein Himmelsgeschenk erscheinen. Zwar hatte das Komitee um Theodor Herzl die Tagung ausdrücklich der Presse geöffnet - besorgt, es könnten der zionistischen Bewegung konspirative Absichten unterstellt werden, hielte sie ihre Versammlung hinter verschlossenen Türen ab. Doch den Antisemiten genügte es schon, daß Juden sich politisch organisierten, um vom »Beweis« für eine »jüdische Weltverschwörung« zu hetzen. Was sie nun noch brauchten, war ein Dokument für die heimlichen bzw. »wahren« Absichten des Zionismus. Der Text, nach dem der moderne, eliminatorische Antisemitismus gierte, machte erstmals sechs Jahre nach dem Kongreß Furore - angefertigt wurde er von 1896 bis 1897, und zwar nicht von Zionisten, sondern von Geheimdienstlern des Zaren.

Hadassa Ben-Itto, Richterin in Israel, ließ sich 1991 dispensieren, um die Geschichte des folgenreichsten Stücks Literatur zu recherchieren und aufzuschreiben, das je verfaßt worden ist. *»Die Protokolle der Weisen von Zion« - Anatomie einer Fälschung* führt nicht allein aus, wie plump und dilettantisch die Fälscher arbeiteten (ein Kennzeichen aller pathologischen Verschwörungstheorien). Das Buch erzählt auch von der Eigendynamik einer Lüge, die ausgeheckt wurde, um eine größere Lüge mit dem Anschein von Wahrheit zu versehen. Ben-Itto gibt sich nicht der Illusion hin, daß die erdrückende Masse von Beweisen, die sie aufhäuft, irgendeinen Antisemiten bekehren könnte - sie widerspricht darum all jenen vehement, die die Verbreitung der *Protokolle* im Namen der »Meinungsfreiheit« einfordern. Sie weiß aus der Wirkungsgeschichte dieses Textes, daß Gläubige sich einen Dreck um sachliche Einwände scheren. Und sie weiß, daß nach sechs Millionen Ermordeten der Stand der *Protokolle* auf dem »Marktplatz der Ideen« kurzerhand zugesperrt gehört.

Was gäbe es auch mit Menschen zu diskutieren, die solche Sätze für authentisch halten? »Um die Industrie der Nichtjuden zu zerstören, werden wir die Spekulation und die Sucht nach einem alles verschlingenden Luxus entwickeln.« - »Die Nichtjuden sind eine Schafherde, wir sind die Wölfe.« - »Die Gnade Gottes hat uns, sein auserwähltes Volk, über die ganze Welt zerstreut, und in dieser scheinbaren Schwäche unserer Rasse liegt unsere ganze Kraft, die uns heute an die Schwelle der Weltherrschaft geführt hat. Es bedarf nicht mehr viel, um auf diesen Grundlagen das Gebäude aufzurichten.«

Die Protokolle der Weisen von Zion spekulieren in jeder Zeile auf reaktionäre Ressentiments: Sie nennen den Absolutismus die einzige »unerschütterliche« Regierungsform, behaupten, die Parlamente seien allesamt gekauft, erklären die Presse zum Instrument, mit dem die »Nichtjuden« ad libitum manipuliert werden, reden von der Libertinage als Mittel zur »Vernichtung der christlichen Familie« und bezeichnen die Finanzspekulation als mächtigste Waffe der »geheimen

jüdischen Weltregierung«. Der Text vermeidet es weitgehend, irgendwelche Namen, Orte oder Jahreszahlen zu nennen - auch darum ist er bis heute das Manifest der Antisemiten geblieben, beliebig anwendbar, weil er so beliebig ist.

Die infamen Lügen der *Protokolle* sind derart dick und schmierig aufgetragen, daß sie nachgerade grotesk wirken. Nur nicht auf die, die den Juden sowieso nur das Schlimmste zutrauen: die Mörder Walter Rathenaus, die sich von der Lektüre des Pamphlets zu ihrer Tat inspirieren ließen, Rosenberg, Himmler und Hitler, der im 11. Kapitel von *Mein Kampf* die *Protokolle* ausführlich referiert; die Deutschen, die die NSDAP an die Macht wählten und beim Holocaust mittaten, die arabischen Antizionisten, und Hamas-Killer wie Hisham Ismail Hamad, der am 11. November 1994 sich und drei israelische Soldaten in die Luft sprengte, weil er an die Authentizität der *Protokolle* glaubte.

Der seltsam abstrakte, immer wieder in Reflexionen über das »Wesen der Macht« umschlagende Duktus und der streckenweise ziemlich suggestive Stil des Textes verdanken sich allerdings nicht dem Talent der Fälscher, sondern dem eines 1887 verstorbenen französischen Journalisten. Maurice Joly, Erzliberaler und erbitterter Gegner des Regimes von Napoleon III., veröffentlichte 1864 die polemische Satire *Dialog in der Hölle. Machiavelli und Montesqieu,* in der er dem italienischen Philosophen der Macht eine ätzende Apologie der Repression und des Staatsterrors in den Mund legt. Die Anspielungen auf System und Person Napoleons 111. waren so deutlich, daß Joly prompt wegen »Hetze gegen den Staat« ins Gefängnis geworfen wurde. Kein Satz in seinem Buch ist antisemitisch, für diese Nuance sorgten erst jene, die es gut 30 Jahre später plündern sollten.

1884 wurde Pjotr Iwanowitsch Ratschkowski, ein flammender Judenhasser und »Meister der Provokation« (Ben-Itto), in die Pariser Dependance der Ochrana, der zaristischen Geheimpolizei, beordert. Er brauchte keine vier Monate, um seinen Filialchef aus dem Amt zu denunzieren und selber dessen Sessel einzunehmen. Ratschkowski begann damit, eine wahre Fälscher-Werkstatt einzurichten: Seine Agenten schoben russischen Revolutionären, die sich vor der Ochrana nach Paris geflüchtet hatten, getürkte Dokumente unter, welche sie entweder unter den anderen Emigranten oder bei der Gendarmerie zu verdächtigen Subjekten machten; und eine Broschüre nach der anderen, angeblich von der exilierten Führung der Sozialdemokratischen Partei Rußlands verfaßt, strotzend vor monströsen Selbstbezichtigungen und Drohungen gegen alle Welt, verließ Ratschkowskis Büro und sorgte, wie geplant, für Amtshilfe durch den französischen Staatsschutz. Ratschkowskis Meisterstück in Rufmord und Provokation aber wurden die *Protokolle.* Er ließ große Teile von Jolys *Dialog* in der Pariser Nationalbibliothek handschriftlich kopieren und besorgte vermutlich selbst, inspiriert u. a. von dem seinerzeit fanatischsten und berühmtesten französischen Judenfresser, Edouard Drumont, die Umwidmung des satirischen Stücks in ein antisemitisches. (Die Idee von einer kleinen Gruppe allmächtiger jüdischer Stammesführer, die im Verborgenen das Schicksal der Menschheit bestimmt, lieh Ratschkowski sich übrigens bei einem Deutschen. Der Schundschreiber Hermann Goedsche hatte, unter dem Pseudonym John Retcliffe, 1868 in seine 13-bändige Romanschwarte *Biarritz* ein Kapitel mit dem Titel »Auf dem Judenkirchhof in Prag« eingefügt, das, isoliert als »Rede des Rabbi«, bald in ganz Europa Furore machte. Goedsches Gruselmär wurde, wie später die *Protokolle,* von Antisemiten ohne Umstände für authentisch gehalten.)

Es ist zumal das hohe Gefälle zwischen dem brillanten Französisch Jolys und dem miserablen des Fälschers, das den Text vom Tag seines ersten Erscheinens an seriösen Gutachtern als Falsifikat verdächtig machte. Das Manuskript der *Protokolle* hat sich erhalten, unübersehbar ist, daß es in zwei verschiedenen Handschriften verfaßt wurde; und mehrere Zeitzeugen haben in späteren Jahren von ihrer oder ihrer Bekannten Beteiligung an der geheimen Kompilage und Verbreitung des Textes berichtet. Hadassa Ben-Ittos *Anatomie* benennt nicht nur die wirklichen Autoren des verheerenden Pamphlets; sie zeigt auch, daß von Beginn an das wahre Komplott da stattfand, wo von der zionistischen Verschwörung halluziniert wurde. Denn niemand neigt stärker zur Konspiration als der Konspirationstheoretiker. Erstmals, auszugsweise, gedruckt erschienen die *Protokolle* 1903 in »Snamja«, der Hauszeitschrift der »Schwarzhundertschaften«, einer Bande erzreaktionärer Terroristen, die sich mit voller Billigung des Zarenhofs gegen echte und vermeintliche Revolutionäre verschworen hatten. Nikolaus 11., ein glühender Antisemit, bekundete zunächst helle Begeisterung über den Text, ließ seine weitere Verbreitung aber verbieten, als eine - natürlich -geheime Untersuchung des Innenministeriums die platte Fälschung und sohin (hier irrten die Fachleute) die Untauglichkeit der *Protokolle* für eine antisemitische Kampagne konstatierte. »Man kann nicht«, notierte der Zar enttäuscht, »mit schmutzigen Methoden einen edlen Zweck verfolgen.«

Doch schon 1905 wurde Ratschkowskis Machwerk wieder aufgelegt, und diesmal ließ die Zensurbehörde es passieren. Sergej Nilus, einem manischen Paranoiker und selbsternannten Mystiker, der sich großer Beliebtheit beim Publikum und bester Verbindungen zum Hof erfreute, war das Pariser Ur-Manuskript zugespielt worden, und er zweifelte keinen Augenblick daran, den authentischen Beweis für die jüdische Weltverschwörung in der Hand zu halten. Er rückte die Fälschung als »Dokument« in die zweite Auflage seines Buchs Das *Große im Kleinen* ein. Keine drei Wochen nach Auslieferung »wurden die *Protokolle* in einer öffentlichen Predigt vom Metropoliten Wladimir von Moskau zitiert und auf seine Weisung hin in Predigten in weiteren 368 Kirchen« (Ben-Itto). Die Weltkarriere des Pamphlets hatte begonnen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Hadassa Ben-Itto: *»Die Protokolle der Weisen von Zion«. Anatomie einer Fälschung.* Aufbau-Verlag, Berlin 1998, 49,90 Mark

Konkret 07/98, S. 60

Marit Hofmann

Ohne Himbeersyrup

Friedrich Glausers Gesamtwerk liegt jetzt erstmals unzensiert vor - sechzig Jahre nach seinem Tod

»Dürfen wir vom Schicksal nur dann sprechen wenn es glattgebügelt aussieht wie eine Hose?«

Friedrich Glauser

Man könnte meinen, daß Friedrich Glauser nichts so sehr haßte wie Lob. Da erhält er endlich ein positives Echo auf das Manuskript seines ersten Wachtmeister-Studer-Romans - ein Redakteur rühmt an ihm die überzeugenden psychologischen Zusammenhänge - und Glauser erwidert: »Wenn der Roman ... nur psychologisch aufgebaut ist (das ist er übrigens nicht, ich hab am Anfang keine Ahnung gehabt, wie er enden wird, und habe die Leute ein wenig leben lassen), so ist das entschieden ein Fehler bei einem Kriminalroman.« Und noch ehe die Bedenkzeit, die sich die »Zürcher Illustrierte« (die den Roman veröffentlichen wird) ausbedungen hat, verstrichen ist, legt der Autor selbst »den Herren« nahe, doch lieber die Finger davon zu lassen: »Ich bin sicher, er hat den Herren nicht gepaßt, und ich bin ganz der Ansicht dieser Herren. Er ist nicht sensationell genug, man weiß auf Seite 150 schon, wer der Mörder ist, vielleicht auch schon früher, die Liebe kommt zu kurz, und wo sollen die Leserinnen der Z.1. Liebe finden, wenn nicht in den Spalten Ihrer Zeitschrift.« Vollends empört aber blafft Glauser den Lektor seines Romanerstlings *Gourrama* an: »Wieso finden Sie den Legionsroman dichterisch? Ich habe so einen Horror vor dem Wort, denn alle Bücher, die schlecht konstruiert sind, nennen die Bonzen dichterisch.«

Ganz anders reagierte der Schriftsteller auf das Angebot, eben diesen 1928 verfaßten »Roman aus der Fremdenlegion« - nach fast zehnjährigen vergeblichen Bemühungen um Veröffentlichung - als Fortsetzungsserie in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen: »Ich bin mit allem einverstanden, mit Honorar, mit Kürzungen«. Das Honorar dürfte gering ausgefallen sein: Die Zeitschrift mußte noch vor Erscheinen der letzte Folge eingestellt werden. Die Kürzungen hingegen waren (im Fragment der Erstveröffentlichung wie in der ersten Buchausgabe zwei Jahre nach Glausers Tod) beträchtlich. Glauser selbst mußte den Lektor bitten, ihn zu bremsen, »denn wenn ich's allein mache, werde ich so erbarmungslos streichen, daß damit vielleicht >le bouquet< zum Teufel geht«.

Um die eigentümlichen Selbstschutzmaßnahmen, mit denen er auf Komplimente reagierte, und seinen an Autoaggression grenzenden Umgang mit den eigenen Texten zu verstehen, muß die Vorgeschichte zum »Roman aus der Fremdenlegion« aufgerollt werden. Mit Gourrama wollte Glauser nicht nur seinen Durchbruch als Literat erreichen - er knüpfte an sein »Schmerzenskind« auch die Hoffnung, der Drogensucht, der Beschaffungskriminalität und der Kontrolle durch seinen Vormund zu entkommen (wegen »liederlichen Lebenswandels« blieb der Schriftsteller bis zu seinem Tod entmündigt). Doch es fand sich niemand, der das einzige Buch, das Glauser selbst in seinem Schaffen für wertvoll hält, verlegen wollte, und so mag man der Folgerichtigkeit, die Glauser in seinem lakonischen Lebensrückblick ein Jahr vor seinem Tod konstruiert, kaum widersprechen. Die wiederholten Selbstmordversuche hat er darin weggelassen:

»Daten wollen Sie? Also: 1896 geboren in Wien ... Volksschule. 3 Klassen Gymnasium ... Dann ... Landerziehungsheim Glarisegg. Dann ... College du Génève. Dort kurz vor der Matura hinausgeschmissen ... Dann Dadaismus. Vater wollte mich internieren lassen und unter Vormundschaft stellen. Flucht nach Genf ... 1 Jahr (1919) ... interniert. Flucht ... Verhaftung wegen Mo (= Morphium, M.H.). Rücktransport. 3 Monate Burghölzli (Gegenexpertise, weil Genf mich für schizophren erklärt hatte). 1921-23 Fremdenlegion. Dann Paris Plongeur. Belgien Kohlengruben ... Wieder Mo. Internierung... Rücktransport in die Schweiz ... Nachher 1 Jahr Handlanger in einer Baumschule. Analyse (1 Jahr) ... Jänner 32 bis Juli 32 nach Paris als >freier Schriftsteller< (wie man so schön sagt). Zum Besuch meines Vaters nach Mannheim. Dort wegen falschen Rezepten arretiert. Rücktransport in die Schweiz. Von Juli 32 - Mai 36 interniert. Et puis voilà. Ce n'est pas très beau ... «

Auch von seiner Flucht in die Fremdenlegion (in der Schweiz droht ihm Knast oder Irrenhaus), die den Stoff zum Roman lieferte, hatte sich Glauser mehr erhofft, weniger zwar die Wandlung zum männlichen Heroen, doch kokettierte er mit dem »Rimbaud-Schimmer« des Außenseiter-Lebens. Obwohl er anfangs noch tönte: »Ich diene lieber in der Fremdenlegion fünf Jahre, als daß ich drei Monate in einer schweizerischen Kleinstadt verbringe«, blieb er nicht der unbeteiligte Beobachter, der die alltäglichen Brutalitäten mit gezücktem Notizbuch verfolgt: »Ich glaube, daß die Fremdenlegion alles andere als eine Schule des Willens ist, vielmehr ist sie eine Schule der Verzweiflung ... die Fäulnis, die Du hier antriffst: der Haß von Soldat zu Soldat, die Verleumdung, die Bosheit ... - das drückt einen unglaublich nieder.« Im fünf Jahre später entstandenen Roman wird die Vorstellung von dem persönlichen »Aufenthalt in der Hölle« aus rein literarischem Interesse als Illusion entlarvt. Daher auch die strenge Selbstkritik gegenüber der leisesten Neigung zu »sentimentalem Himbeersyrup« oder, wie Glauser gerne spottete, zur »Pöterei«.

Den Herausgeber Bernhard Echte, der die neue Edition mit diesem bedeutendsten Roman Glausers abgeschlossen hat, stellte nicht zuletzt die allzu eifrige Selbstzensur vor Probleme. Rückgängig machte er fremde Eingriffe, aber auch, soweit möglich, die Kürzungen nach formalen Vorgaben der Zeitschrift und von damals anstößigen Stellen zur Homosexualität. In einem langen Anhang ergänzt der Spezialist für vertrackte Dichter-Nachlässe schließlich jene Passagen, die uns Glauser oftmals zu Unrecht vorenthalten wollte. Die detaillierten Anmerkungen allerdings sorgen, wie man sieht, unvermeidlich dafür, daß der Leser sich mehr und mehr für Glausers persönliches, nur schwer faßbares Schicksal interessiert.

Und das ist nicht immer von Vorteil: Das ständige Lauem auf autobiographische Bezüge lenkt vom Können des Erzählers ab. Denn entgegen der Einschätzung der Kritiker, die den »Trivialautor« Glauser bis heute aus den Literaturgeschichten verbannen, kann ein Buch wie *Gourrama* durchaus für sich allein stehen. Daß der Roman bei den Schweizer Verlegern auf Ablehnung stieß, liegt zum einen an den entgegengesetzten Erwartungen, die der Untertitel wecken mußte: Legionsromane erfreuten sich damals so großer Beliebtheit, daß sie ein eigenes Genre bildeten, nur hatten die eben von Abenteuer, Kampf und Tapferkeit zu handeln, und nicht wie *Gourrama* von gescheiterten Existenzen, die nicht mal dem eintönigen Lagerleben irgendwo in der Wüste standhalten können. (Bei seinem zweiten Roman wird Glauser den Titel mit mehr Bedacht wählen, doch was hilft's ihm, wenn man ihm den *Schlumpf Erwin Mord* in *Wachtmeister Studer* umbenennt, so daß, wie Glauser moniert, »jeder glaube, es handle sich um eine blöde Soldaten-Wiederholungskurs- oder Mobilisationsgeschichte«.) Andererseits legt Glauser auch keine politische Kritik an der Fremdenlegion vor, sein Ansatz geht tiefer: Der Alltag einer Gruppe Ausgegrenzter dient als Laborsituation, in der die automatisierten Verhaltensweisen einer starr hierarchischen Gesellschaft zutage treten. Die Heimkehr in die Zivilisation bedeutet nicht Erlösung, sondern Fortsetzung dieser Macht- und Unterdrückungmechanismen.

Gewiß ist auch Trotz im Spiel, wenn Glauser nach dem ersten Mißerfolg behauptet, »nur noch« unterhalten, nicht mehr wirken zu wollen, und seinen scheinbaren Abstieg zum Trivialen so kommentiert: »Mein Ehrgeiz strebt gar nicht danach, von Literaturbonzen ernst genommen zu werden. Ich möchte die Leute erwischen, die sonst Courts-Mahler lesen oder John Kling.« Auf ein Charakteristikum des Studer-Krimis, die ihr Verfasser gern als »Schund« bezeichnete, hatte bereits Walter Boehlich vor zehn Jahren in dieser Zeitschrift hingewiesen: Wachtmeister Studer »liegt viel mehr an der Unschuld der Unschuldigen als an der Schuld der Schuldigen, und an nichts ist weniger gelegen als an Strafe ... Zu oft hatte die selbstgerechte Schweizer Bourgeoisie ihm bedeutet, daß er, Friedrich Glauser, böse sei, krank, nicht normal und entsprechend ist sie mit ihm umgegangen. Er verstand sich besser als die, die ihn beurteilten, besser auch als die, die ihn verurteilten Wenn ihm etwas klar war ' dann daß nicht er diese Gesellschaft, sondern daß diese Gesellschaft ihn terrorisierte«. Mit Echtes Edition wird klar, daß diese Diagnose nicht auf Glausers Leben zu beschränken ist. Auch in seinem literarischen Werk mußte er taktieren, »um wenigstens ein winziges Stück Freiheit zu erlangen« (Boehlich). Durch den Rückgriff auf das Krimi-Genre hoffte er eher zu erreichen, »daß die Leute Sachen schlucken, die sie sonst trocken nicht schlucken würden«. Wie im Legionsroman ging es ihm auch in der Studer-Geschichte *Matto regiert* darum, »eine Art Spiegelbild der Menschheit zu geben«, nur diesmal, indem er die Psychiatrie als Schauplatz wählt, »diesen Ameisenhaufen, in dem sich die menschlichen Ameisen mit Gift bespritzen, beißen, neidisch aufeinander sind, hin und wieder auch ganz anständig handeln«. In einer »Notwendigen Vorrede« rechtfertigt sich der Autor vor seinen Landsleuten, die ihn nicht nur einmal in die Geschlossene Abteilung »versorgt« hatten (so nennt man's im Schweizer-Deutschen) und sich nun empören: »Eine Geschichte muß irgendwo spielen. Die meine spielt im Kanton Bern, in einer Irrenanstalt. Was weiter? ... Man wird wohl noch Geschichten erzählen dürfen?«

Geschichten erzählen durfte er zwar, doch, wie Echte am Beispiel der Verfilmung des *Wachtmeister Studer* zeigt, bemühten sich die Schweizer eifrig, die geschickt plazierte Gesellschaftskritik »glattzubügeln«. Damit nur ja keine Gemeinde in dem von Studer der Korruption überführten Gemeindepräsidenten ihren eigenen wiedererkennt, machte man sich mit viel Aufwand daran, den fiktiven Schauplatz in einer Collage aus verschiedenen Ortschaften aufzubauen. Die hintergründige Figur des Fahnders Studer, der von Selbstzweifeln an seiner Funktion als Vertreter der Justiz gepeinigt wird und seine stinkenden Brissagos schon mal mit einem Joint vertauscht, wurde zum volkstümelnden Spießbürger zurechtgestutzt. Glauser hatte sich 1937, trotz akuter Finanznot, gegen ein Filmprojekt mit deutschen Geldgebern ausgesprochen (»Ich möcht nur wissen, mit wem man es letzten Endes zu tun hat. Wenn es mit Herrn Goebbels sein soll, dann verzichte ich lieber. Dazu ist mir mein Name doch zu gut«), er fürchtete, daß »aus dem *Studer* etwas gemacht werden (soll) wie weiland >Das Fähnlein der sieben Aufrechten< unseligen Angedenkens«. Die Schweizer machten es aber nicht viel besser: Der 1939 - kurz nachdem Glauser 42jährig in völliger Verarmung gestorben war - entstandene Film konnte der patriotischen Kulturkampagne der »geistigen Landesverteidigung« problemlos einverleibt werden. Und ausgerechnet ihn, den lebenslang Heimatlosen, ernannte die Kritik zum Autor von echten »Schweizer-Romanen« - ein Lob, dem Glauser sicher gerne widersprochen hätte.

Friedrich Glauser: *Gourrama. Ein Roman aus der Fremdenlegion.* Limmat Verlag, Zürich 1997, 488 Seiten, 58 Mark

Erinnerungen an Friedrich Glauser. Limmat Verlag, Zürich 1997, 160 Seiten, 32 Mark

Glausers übrige Romane in 7 Bänden und das erzählerische Werk in 4 Bänden sind ebenfalls im Limmat Verlag neu aufgelegt und erscheinen nun als Taschenbücher im Unionsverlag. Bereits erhältlich:

Schlumpf Erwin Mord (Wachtmeister Studer). Unionsverlag, Zürich 1998, 256 Seiten, 14,90 Mark

Matto regiert. Unionsverlag, Zürich 1998, 320 Seiten, 16,90 Mark

Konkret 07/98, S. 62

Jürgen Roth

Melodie & Rhythmus

Fauser O-Ton; Trikont

In *Wie neu,* der zweiunddreißigsten Folge von *Schröder erzählt,* beschreibt Jörg Schröder den SR-Literaturredakteur und ehemaligen Epigrammschmied Arnfried Astel als vorbildlich umtriebigen, von sich eingenommenen und klagefreudigen Skribenten, der seine rabenschlecht gebrochenen Zeilen notfalls per Solidaritätsaktion zum Buche befördern ließ. Nachdem Lutz Kroth, Chef von Zweitausendeins, Anfang der siebziger Jahre entschieden hatte, einige politisch ambitionierte »subversive Epigramme« (Schröder) Astels lieber doch nicht wegzudrucken, organisierte der von »Zensur« heimgesuchte flugs ein Komitee zur Rettung seiner Meinungsfreiheit. Genau jener Astel, der für einen, glaubt man Schröder, besonders abscheulichen Zweig des modrigen linken Dichtermilieus repräsentativ gewesen ist (»Arschgeigen, die solchen Sums dichten, kann man gar nicht genug verraten! »), lud Jörg Fauser, dem »das Geschleime und Gesabber« der Kulturwürdenträger genauso zuwider war wie »dieser deutsche Brei, diese klebrige Soße«, im Mai 1974 zum Saarländischen Rundfunk ein. Dort entstanden Lesungsmitschnitte, die nun erstmals auf der Doppel-CD »Fauser O-Ton« versammelt sind, Romanauszüge, Gedichte und Erzählungen, von Fauser vorgetragen in distanziertem, fast phrasierungsfreiem, die kühle Strenge und elegante Lakonie seiner Texte transportierendem Tonfall.

Fausers »tip«-Kolumne »Clint Eastwood ist Hamlet« reklamierte gegen den »Gesinnungsterror der etablierten Gremienkulturen« und die »sterile Kopf- und Zopfwelt« und nicht zuletzt gegen Astels diffuse RAF-Lyrik eine Literatur, deren erzählerische Techniken zumal aus dem Abenteuer- und Kriminalroman stammen.

Hatte sich Fauser, der bald nach dem Abitur von Frankfurt Richtung Istanbul floh und. vorher als Zivildienstleistender wohl vertraut geworden mit Morphium, die Hölle der Heroinsucht durchlitt, zunächst an Burroughs' Cut-up-Verfahren sowie Kerouacs expressivem Stil orientiert, seine fürchterlichen Erfahrungen in der nervos-expressionistischen, die letale Dynamik der Sucht abbildenden Erzählung »Tophane« artikuliert und, anders als der eitel artistische Burroughs, bevorzugt Milieus sowie ihre Konsequenzen für das Ich geschildert (»Was heißt >aufhören<? Was heißt >ich<?«), so wechselte er ab 1972 etwa, eine Entziehungskur hinter sich und nunmehr schwerer Säufer statt Junkie, den Tonfall grundlegend - weg von der »Amoklaufprosa« (»SZ«).

Trikonts Doppel-CD berücksichtigt erfreulicherweise auch frühe Gedichte aus *Die Harry Gelb Story* (1973) und Nachlaßstücke aus *Café Grabbe* (1989). »Zu den Fragen der Zeit fällt mir auch nur mehr Unsinn ein«, spricht Fauser gelassen, und »Nachmittag in Gustl's Bierstube« enthält, weit davon entfernt, die Form zu verwerfen, die Zeile: »Gedichte sind was wie dampfende Scheiße«.

Daß Fauser »kein Anbiederer« *(FR)* und noch weniger ein elender Kraftmeier war, erschließt sich am eindrücklichsten durch ungekürzt dargebotene Erzählungen wie »Requiem für einen Goldfisch« und »Die Bornheimer Finnin«. »Marx sagt mir nichts, Sartre nie gelesen, Frankf. Schule nie gelesen, aber ich glaube, daß ein Großstadt-Schriftsteller immer auf der Seite der Habenichtse zu sein hat«, lautete eines seiner wenigen Credos. Fauser »fand« die »sog. Studentenrevolte lächerlich«. »Wann steigt denn endlich die große Sache?« fragt das Gedicht »Tod eines Anarchisten«, sie steigt und steigt aber leider nicht. »Trotzki, Goethe und das Glück« klärt auf »Kaum war ich von der Spritze runter, tappte ich in die nächste Falle, die Revolution« - »und frühstückte, entgegen allen Lehren des großen Vorsitzenden, mit einer Flasche Wermut und mit einem dekadenten Gefühl im Bett. Das ist das Glück, dachte ich.«

Fausers »Geringschätzung des Ablaufs« (Karl Günther Hufnagel) dürfte mancherorts als metaphysische Resignation gelesen worden sein. Stimmig vermittelt indes »Fauser O-Ton« die Genauigkeit seiner Beobachtungen, seine Diskretion und den Versuch, jenen, deren Scheitern er narrativ ausbeutete, würdevoll entgegenzutreten -falls sich ein literarischer Gestus moralisch dechiffrieren lassen muß. Keine seiner Figuren - Arbeitslose, Hilfsarbeiter, Trinker an der Jukebox, im Wasserhäuschen oder auf dem Amt -- erfüllt die Vorgaben hoch gestimmter Gedankenprosa. Sie teilen ihre Erfahrungen mit: »Was die Menschen für Viecher sein könne, mer soll's net glaube«, und der Erzähler, Teil des Ensembles der Deklassierten, kommentiert: »Dazu war wenig zu sagen. Wir tranken.«

Am 17. Juli 1987 rannte Fauser betrunken auf die Autobahn und wurde von einem Lkw tödlich erfaßt. 1990 besorgte Carl Weissner, kongenialer Übersetzer Bukowskis, die achtbändige Werkausgabe bei Rogner & Bernhard, und das äußerst sorgfältig zusammengestellte und gestaltete Tondokument darf als gleichermaßen bibliophile wie audiophile Ergänzung verstanden werden; als Ergänzung allerdings, die Fausers dichte Kompositionstechnik beinahe schärfer konturiert denn stille Lektüre.

Das Beste von Heino Jaeger;

Raben-Records/Hoffmans

Um Jaegers Tod machte die Kulturwelt nicht halb soviel Aufhebens wie um Fausers Ende, das der Mythen- und Fangruppenbildung bisweilen kräftig Vorschub leistete. Jaeger erlag, 59 Jahre alt, im Juli 1997 im Altersheim Bad Oldesloe den Folgen eines Schlaganfalls.

Die Werkschau des Haffmans Verlages zerfällt in zwei Abteilungen. Sie enthält das Programm »Fragen Sie Dr. Jaeger«, eine Produktion für den SR aus dem Jahr 1974, und einen Livemitschnitt aus dem Jahr 1976, betitelt »Meisterstücke«. Was Jaeger, ursprünglich Maler, von Lebensüberdruß geplagt, in mehreren Psychiatrien traktiert, dort vor kleinem Publikum bietet, weist noch Karl Valentins Stegreifkunst in die Schranken. Neben einer sehr frühen Kritik der Sportreporterphraseologie und der Vorführung diverser abstruser Spezialwelten hören wir etwa das ewig hell leuchtende Glanzstück »Im Fischereihafen« wieder.

Jaegers Dialoge »von strahlender Realitätsmacht« (Christian Meurer) sind Stücke, die heute schier sprachlos machen. Die unerreichte Szene »Das Lampengeschäft« bringt zwei Alte zu Gehör, die sich ins Tratschdelirium nuscheln, aus dem vollen Fundus der Kleinbürgerseele schöpfen und ihre konfuse Urteilsfindung mit dem Satz krönen: »Es kursiert zwar auf Wahrheit«, aber - -

Die Figur des Dr. Jaeger ist der Vorläufer heutiger Talk-Radio-DJs; bloß: Sie redet tendenziell wenig und wird von der jeweils Rat suchenden Person, deren Part Jaeger selbstredend immer selbst gestaltet, stracks zugebimst. Der Landfunk featured die normal (norddeutsch) Bornierten und Beschränkten, die allerdings eine verquere Sicht auf ihre Welt offenbaren, die rein und stur der komischen Grammatik gehorcht. Hartnäckig, von keinem Zweifel gestreift, führen sie die Idee der Hilfesuche ab ovo ad absurdum. Sie konsultieren Dr. Jaeger, um zu demonstrieren, was sie denken. Ungebremst legen sie den schönsten Unfug und verheerendsten Nonsens dar, und wenn Jaeger kontert, zahlt er mit gleicher Sprachmünze heim. Jaeger fungiert als Stichwortgeber, und Jaeger läßt Bauersfrau und Bauersmann quasseln und quackeln, bis die Kühe fliehen -ein dämonischer Irrsinn, der auf keinen Nenner mehr zu bringen ist.

Christian Meurers instruktiver Begleittext erhellt die tragische Lebensgeschichte und die wahrscheinlich singuläre Artistik Jaegers: »Mit dieser Kunstfertigkeit macht Heino Jaeger nun Anfang der siebziger Jahre im Zuge der Blödelwelle eine kurze Karriere, die zum großen Teil auf dem Mißverständnis beruht, bei seiner hellsichtig-verdrehten Interpretation der Wirklichkeit handele es sich um ebenso albernen Flachsinn wie bei den Blödelbarden.« In diesem wahren Sinne sei einer postum gepriesen, der an seiner Welt verzweifelte und doch endlos viele Einfälle besaß, um sich das Pandämonium der Wurst- und Fischsortendiskurse kurzfristig wenigstens vom Leibe halten, ohne freilich an dessen Grundfesten rütteln zu können.

Konkret 07/98, S. 63

Michael Scharang

Fußball spielt man am besten allein

Die französische Tageszeitung »Libération« bat Autoren aus Ländern, deren Mannschaften an der Fußball-WM teilnehmen, um einen angemessenen Text. Hier der österreichische Beitrag

Im Deutschen ist es mühsam, jedenfalls für mich, über DEN Fußball zu reden. Die Leute glauben dann, ich würde schlechtes Deutsch sprechen. Man redet schließlich über Fußball und nicht über DEN Fußball.

Ich müßte vorerst erklären, daß ich tatsächlich DEN Fußball meine: den Ball, den man braucht, um überhaupt Fußball spielen zu können. Weiters müßte ich erklären, warum mich DER Fußball mehr interessiert als Fußball, der Ball mehr als der Sport.

Da ich aber die Sache nicht mit ein, zwei Wörtern erklären könnte, würde eine Geschichte daraus werden. Und die würde sich so anhören:

Im Frühjahr 1946, ich war fünf, trat mein Vater ans offene Fenster, es war der erste warme Tag. Er prüfte den Himmel, der war wolkenlos, und sagte: Ich glaube, die Zeit ist gekommen. Ich schaute fragend zur Mutter, die nach dem sonntäglichen Essen noch bei Tisch saß. Sie nickte mir zu und meinte: Ja, ich glaube auch. Nun verstand ich gar nichts mehr.

Dann nahm der Vater mich bei der Hand. Komm, sagte er nur, und wir verließen die Wohnung. Das schmale Tal, dessen eine Hälfte von einem Stahlwerk, dessen andere von Werkswohnungen eingenommen wurde, schritten wir querdurch, und als wir bergan stiegen, sagte der Vater: Bald sind wir am Ziel.

So war es auch. Auf einer Lichtung blieben wir stehen, und der Vater begann mit bloßen Händen, den lockeren Boden neben einem Baumstrunk aufzugraben. Im Nu hatte er eine kleine eiserne Truhe zutage gefördert. Er öffnete sie und holte einen Fußball heraus, der, da er nicht aufgepumpt war, recht armselig wirkte. Gleichwohl hielt der Vater ihn lachend in die Höhe und rief: Auf der ganzen Welt haben sie das Unterste zuoberst gekehrt, aber den Fußball haben sie nicht gefunden.

Sodann erzählte er, daß sein Motorrad und seine Schi von den Nazis konfisziert worden seien, woraufhin er seinen Fußball, der wohl das nächste Opfer geworden wäre, vergraben habe. Stolz zeigte er mir, was sonst noch in der Truhe lag: Werkzeug und eine Pumpe. Hierauf griff er in die lederne Hülle des Balls und zog ein rotes, gummiartiges Gebilde heraus.

Das sei die Seele, erklärte er mir. Sie werde wie ein Fahrradschlauch mit Luft gefüllt, und zwar mit dieser Pumpe. Dann erst sei der Ball ein Ball. Zwar hatte ich das Wort Seele hin und wieder gehört, doch konnte ich mir nichts darunter vorstellen. Nun wußte ich, wie eine Seele aussah.

Im Handumdrehen hatte der Vater aus der Gummiseele und der Lederhülle mit der Hilfe der Pumpe einen prächtigen Fußball geschaffen und diesen auch noch an dessen wunder Stelle, am Eingang zur Seele kunstvoll verschnürt. Dazu hatte er das Werkzeug gebraucht. Schon auf dem Nachhauseweg versuchte ich, den Ball vor mich her zu kicken, was schwieriger war, als ich vermutet hatte.

Von nun an nutzte ich jeden Tag, um mit dem Ball zu üben. Je besser ich ihn zu beherrschen meinte, mit dem rechten Fuß, mit dem linken, Ball auf dem Boden, in der Luft, mit dem Knie, dem Kopf und wieder mit dem Fuß, diesmal mit dem Rist, dann mit der Ferse, je besser ich ihn also zu beherrschen meinte, desto unmöglicher schien es mir, daß ein Mensch in seinem kurzem Leben alle Möglichkeiten, mit einem Fußball umzugehen, herauszufinden, geschweige denn praktizieren könne.

Die Möglichkeit, den Ball wegzuschießen, an sich ein produktiver Unsinn, gestaltete ich produktiv, indem ich den Ball gegen eine Hausmauer kickte, von wo er zu mir zurücksprang, so daß ich, was Schuß und Ballannahme betraf, unzählige Varianten ausprobieren konnte.

Verständlich, daß auch andere Buben mit diesem Ball spielen wollten, es waren aber zum Glück nicht viele. Wenn wir zwei Mannschaften bildeten, bestand eine höchstens aus fünf Kindern. Ich bereute es nicht, mich darauf eingelassen zu haben, denn unser Spiel war eine Abfolge von artistischen Dribblings, an denen sich nie mehr als zwei Spieler beteiligten. Waren die erschöpft, dribbelten zwei andere weiter. Was wir taten, empfand ich als akzeptable Spielart dessen, was ich bisher allein getan hatte.

Mit vierzehn aber wurde das Leben ernst. In der Schule stellten Turnlehrer Fußballmannschaften zusammen, welche auf richtigen Fußballplätzen richtige Matches austragen mußten. Hätte ich die Folgen geahnt, wäre ich Fußballplätzen für immer ferngeblieben. Unter den zwanzig Feldspielern konnten sechs spielen, davon spielten vier mit Freude und von diesen wieder zwei mit Talent. Die restlichen vierzehn verhinderten zuerst mit Ungeschick, daß ein Spiel zustandekam, dann wurden sie aus Wut über das eigene Ungeschick auch noch brutal.

Um über diesen Schock hinwegzukommen, besuchte ich in unserer Kleinstadt einige »Meisterschaftsspiele«. Die Fußballmannschaft der Stadt spielte immerhin in einer Liga, die halb Osterreich umfaßte. Was ich dort, dann auf anderen Fußballplätzen, später im Fernsehen mitansehen mußte, zwang mich zu der Einsicht, daß Fußballspiele nur stattfinden, um einer Horde von Berserkern Gelegenheit zu geben, die wenigen Ballkünstler mit Billigung des Gesetzes und unter dem Jubel des Publikums niederzusensen.

Letzteres ist außerdem von einer interessanten Geisteskrankheit befallen. Es besteht fanatisch darauf, daß Tore fallen (beim Gegner), es will aber ebenso fanatisch, daß kein Tor fällt (bei der »eigenen« Mannschaft). Wie die meisten Spieler haßt das Publikum das Spiel und ist nur am Ergebnis interessiert. Das Ziel ist alles, der Weg, das Spiel, ist nichts. Umgelegt aufs menschliche Dasein: Der Tod ist alles, das Leben nichts. Fußball, wie er heute existiert, ist keine Schule des Lebens, sondern eine des Sterbens.

Dennoch spielte ich Fußball, solange die Beine mich über das Spielfeld trugen. Für eine Saison war ich mit dem Spielerpaß eines verletzten Freundes sogar in der mittelenglischen Kreisliga tätig - bis ein Schiedsrichter mich enttarnte, weil ich ihn auf deutsch beschimpfte.

Mein schönstes Match war das einer Manns haft von österreichischen Schriftstellern gegen ein Team von Kulturpolitikern. Es fand in Salzburg während der Festspiele statt. Wir lagen schon 0:4 zurück, als uns auffiel, daß unser Kollege, der im Tor stand, tatsächlich nur dort stand. Als er wieder ein Tor bekam und den Ball im eigenen Tor nicht fand, fragten wir ihn, ob er sich nicht wohl fühle. Im Gegenteil, versicherte er voll Tatendrang, er habe bloß die falsche Brille mit, er sehe nur einen Meter weit.

Wir berieten uns kurz, und selbstverständlich blieb der Kollege bis zum Ende des Spiels auf seinem Posten. Acht Mann schützten von nun an sein Tor, nur zwei stürmten hin und wieder. Einer davon hatte noch nie Fußball gespielt, war aber in seiner Jugend ein hervorragender Mittelstreckenläufer gewesen. Er rannte kreuz und quer über den Platz, rief, man möge ihm den Ball zuspielen, und lenkte dieserart den Gegner auf sich. So daß unser jeweiliger Stürmer relativ ungestört bis zum gegnerischen Tor kam.

Wir verloren dennoch mit 5:7. Zwei unbedachte, wenngleich leichte Rückpässe rollten an unserem Tormann vorbei.

Konkret 07/98, S. 64

Kay Sokolowsky

Film & Theater

Jerusalem

Regie: Bille August; mit Ulf Friberg, Maria Bonnevie; Schweden 1996 (MFA),- 165 Minuten: ab 2.7. im Kino

Gediegen fotografiert, edel ausgestattet, sorgfältig inszeniert, seriös gespielt - und so brav wie ein Paar Pantoffeln: Wir sitzen in einem Film von Bille August. Der Regisseur, der »Jerusalem« zwischen seinen Eichinger-Produktionen »Das Geisterhaus« und »Fräulein Smillas Gespür für Schnee« realisierte, hat wieder einmal alles auf eine offene Karte gesetzt und einen Roman adaptiert, der zwar nicht neulich, aber immerhin vor knapp hundert Jahren auf der Bestsellerliste stand. Selma Lagerlöf erzählt darin von einer Gruppe schwedischer Hinterwäldler, die kurz vor der Jahrhundertwende dem Ruf eines fanatischen Predigers folgt und sich in die Heilige Stadt aufmacht, um dort die Wiederkunft Christi zu erwarten. Was sie jedoch empfängt, ist nicht das Paradies, sondern ein Vorhof der Hölle, Cholera, sirrende Hitze und getrennte Schlafsäle für Männer und Frauen inkl. Schließlich erkennen einige der Schwärmer, daß sie in ihrem fruchtbaren Flußtal das Paradies längst hatten und kehren reumütig heim.

August moralisiert nicht: Selbst der besessene Prophet ist mit einigem Wohlwollen gezeichnet. Der Regisseur deckt sein Personal mit Liebe nachgerade zu. Und so sind die ergreifenden Szenen einfach ergreifend, die meditativen einfach meditativ, die dramatischen einfach dramatisch geworden. »Jerusalem« verspricht nichts, was es nicht auch halten würde, und das ist immerhin schon einiges mehr als sich z. B. über »Das Geisterhaus« sagen ließe, aber da war ja, wie gesagt, Eichinger Produzent. Ein Spielfilm freilich, der behauptet, es gebe eine maßvolle, »gesunde« Religiösität - Schwedens berühmtester Schwedendarsteller, Max von Sydow, gibt den wackeren, mahnenden Landpfarrer -, wird religiösen Wahn weder überzeugend noch realistisch darstellen können. August, eine ehrliche Haut, spricht denn auch von einem »ehrlichen Märchen über die allumfassende Kraft der Liebe«. Nicht weniger und, leider, nicht mehr. Weil aber die Panoramen fast so opulent sind wie bei David Lean, die Sets fast so delikat wie bei Zeffirelli und die Schauspieler, zumal Maria Bonnevie, fast so ausdrucksstark wie bei Ingmar Bergman, gehen die zweidreiviertel Stunden von »Jerusalem« doch eher weilig als lang vorbei, und mit ein, zwei, vielen Aquavit danach hat man an dem Schinken auch nicht allzu lange zu tragen.

Der Geschmack der Kirsche

Regie: Abbas Kiarostami; mit Homayoun Ershadi; Iran 1997 (Pandora Film); 99 Minuten; ab 16.7. im Kino (Om U)

Abbas Kiarostami hat für seinen neuen Film im letzten Jahr die Goldene Palme und einen Kuß von Catherine Deneuve bekommen, und deshalb wollten ihn auch die Fundamentalisten in seiner Heimat mit all der Zärtlichkeit empfangen, für die sie berühmt sind. (Man wüßte schon gern, wie diese Irren in einem Stück von Bille August wegkämen.) In »Der Geschmack der Kirsche« geht es um einen Selbstmörder; doch weil der Prophet den Freitod nicht gestattet, grenzt im Iran schon die Rede über den Suizid an Sünde. Kiarostami ist allerdings kein Nihilist, er »beschwört den Tod«, wie »Le Figaro« notierte, »um das Leben besser feiern zu können«. Aber ist so was in einem Gottesstaat nicht ungleich sündhafter? Und muß ein Film schon darum was taugen, weil er an ein Tabu rührt? - Herr Badii fährt durch einen Vorort Teherans und versucht vergeblich, einen Mann zu finden, der das Grab zuschaufelt, in dem er am nächsten Morgen mit Hilfe der zuständigen Chemie für immer entschlafen will. Ein Arbeiter verjagt ihn, weil er Herrn Baadi für einen Schwulen hält; ein junger Soldat flicht in heller Panik; ein Muezzin-Azubi versucht, ihm die Sache mit Verweis auf Allah auszureden. Erst ein alter, schrecklich weiser Mann, der sich als Tier-Präparator (Symbolik!) verdingt, nimmt den gutdotierten Auftrag an. Kurz vor Morgengrauen (Gewitter, Regen) legt Herr Baadi sich in seine Grube. Es folgt eine Schwarzblende von langen 90 Sekunden; dann ein harter Schnitt: Wir sehen Kiarostami und sein Team bei den Dreharbeiten zum »Geschmack der Kirsche«. Die Szenen sind vom Videoband kopiert: Offen bleibt, ob Herr Baadi, der noch einmal kurz darin auftaucht, sie träumt oder Herr Kiarostami die besonders Dummen unter uns darauf hinweisen will, daß wir soeben ja nur einen Film gesehen haben.

Das Stück hat, bei aller intellektuellen Schlichtheit, eine eigentümliche Intensität, die es zumal seinen Orten und dem famosen Laien-Hauptdarsteller Homayoun Ershadi verdankt. Die sagenhaft staubige und trostlose Gegend, durch die der Lebensmüde chauffiert, sein unendlich erschöpftes Gesicht, überdies die klaustrophobe Mise-en-scène -fast alle Dialoge wurden im Innern eines Autos aufgenommen - verleihen dem Film eine depressive Aura, die es ganz überflüssig macht, von den Motiven Herrn Baadis zu reden. Sie werden, folgerichtig, auch nicht ausgesprochen. Nicht zu Unrecht fiel der »Frankfurter Rundschau« ein, daß »Der Geschmack der Kirsche« viel mit den Filmen von Andrej Tarkowskij gemein habe (Unterschied: bei Tarkowskij staubt es eher nie, dafür regnet's dauernd). Sehr zu Unrecht wiederum ortet die

Verleihwerbung in dem todernsten Werk »Tschechowschen Humor«. Hier gibt es nichts zu lachen.

Harry außer sich

Regie: Woody Allen; mit Woody Allen, Kirstie Alley, Elizabeth Shue; USA 1997 (Kinowelt); 94 Minuten; seit 21.5. im Kino

Es geht zum Glück auch anders. Einen guten und sehr guten und Spitzenwitz nach dem anderen reißt Woody Allen in seinem 27. Film, dessen deutscher Verleihtitel so dumm und falsch ist, daß er in dieser Kritik kurzerhand ignoriert wird. »Deconstructing Harry« berichtet von einem Schriftsteller, der mit seinem neuen Roman nicht von der Stelle kommt (und darum mit Nachnamen »Block« heißt), dessen Privatleben ein Desaster ist und den seine alte Uni feierlich mit einem Ehrendoktorat dekorieren möchte. Auf dem Weg zum Festakt erinnert Harry - das pompöseste Arschloch, das Allen je gespielt hat - sich an die großen Peinlichkeiten, in die er verwickelt war, erlebt weitere große Peinlichkeiten und phantasiert von den Geschichten, die ihn berühmt gemacht haben, die aufzuschreiben ihm aber nicht und nicht mehr gelingen will.

Harry wird dekonstruiert - von den Frauen, die er betrogen, von seiner Schwester, die er verraten hat, von den Philologen, die ihm das »h.c.« verpassen wollen, und vor allem von Harry Block. Das gar nicht heimliche Vorbild des Films stammt natürlich von Bergman: »Deconstructing Harry« ist »Wilde Erdbeeren« unter Ecstasy. Ganz nebenbei zeigt Dekonstrukteur Allen dem kleinen Angeber Quentin Tarantino, der so weit übers Maß für die nonlineare Erzählung von »Pulp Fiction« gepriesen wurde, wieviel eleganter und sinnvoller er, Allen, mit postmoderner Film-Ästhetik zu operieren vermag - und wieviel seichter und bescheidener der gleichfalls über den Klee gelobte Dialogwitz Tarantinos sich gegen den des reifen Allen ausnimmt. Der übrigens nicht sich selbst spielt, wie einige Kritiker dreist bemerkten, sondern, mit Genuß, eben den Drecksack, Kinderschänder und menschlichen Müllbeutel, zu dem er im Zuge der Scheidung von Mia Farrow von eben diesen Kritikern und ihren Co-Halunken zurechtgelogen wurde. Es ist übrigens ein nicht geringes Vergnügen zu konstatieren, wie Allen mit jedem Jahr stärker wird, das ihn von der bleiernen Zeit entfernt, in der er seine Gattin, die fadeste Schauspielerin Amerikas, noch in seinen Filmen unterbringen mußte.

Ein Sonderlob auch deshalb an Kirstie Alley, die in »Deconstructing Harry« mit merklicher Begeisterung einen Tobsuchtsanfall spielt, den Mia unmöglich gepackt hätte, beginnt doch jedes zweite Wort des Geschreis mit der Silbe »fuck-«. Mrs. Alley sieht in ihrem Zorn so hinreißend aus, daß allein dieser Anblick es wert wäre, sich den Beitritt zu einer Weltuntergangssekte resp. den Selbstmord noch einmal gründlich zu überlegen.

Konkret 07/98, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Sonntagvormittag, 7. Juni, Gartenhäuseken Wildenroth. Im Sonntagsmagazin von WDR II, das ich ausm TV-Apparat hören kann infolge Schüssel auf dem Haupthausdach, moderiert Christine Westermann meine Variationen auf die Gelöbnisobszönität der Rühe-Rotte (Mittwoch ist in Berlin Massenschwören, auf einen Schwörer kommen zehn Mann SchuPo). Nachmittags Skat im Amperschluchtwirtshaus, wo Willy, aufgrund Nichtnachspielens von Pik, Klaus den Nullouvert gewinnen läßt, trotz dem seiner Karokrücken 8,9 und zehn (ich hab die Sieben, komm aber nicht mehr zum Ausspiel). Gegen 16 Uhr dringt der Regen/Sturm/Wirbel »Kitty« in die Gemeinde ein und vergewaltigt das Dach meiner Sommerbaracke. Teile des Plafonds schwimmen auf dem Teppich, Schreibmaschine, Beleuchtung, wertvolle Autographen - alles im Arsch. Positives Denken? Lächerlich! Nehme unverzüglich eine Depression...

Ich schwöre, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und als Einkommensmehrfachmillionär der Spartenmixtur Nutztierimport/Trennmüllexport das Recht auf die Freiheit, dem Fiskus jede nur erdenkliche Steuermark durch gründlichste Benutzung von Abschreibungsmodellen zu verleiden, gegen jedweden überfallartigen moralischen Appell seitens lediglich egoistisch an Sozialneid Intressierter zu verteidigen - so wahr mir mein Glücksbringer, ein diamantaugenbesetzter Pillendreher aus purem Gold, helfe

*

Als Kolonnenführer der Drückerkompanie Nordrhein- Westfalen Süd schwöre ich, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht auf die Freiheit, meine Drückersoldaten bei ihrer Pflicht, Witwen, Waisen, Blinden und ihres finalen Notgroschens Beraubten Fernsehprogrammzeitschriften und vierundzwanzigbändige Kunstlexika anzudrehn, nach allen Regeln der Drückerführungskunst notfalls mit der Schnauze in den Dreck zu drücken, gegen alle grenzüberschreitenden Skrupel tapfer zu

verteidigen - so wahr mir mein, bei einer Satansmesse geweihter, Schlagring helfe

*

Als Präsident des Gesamtverbands der Arbeitgeberverbände und Wirtschaftsstandortkommandant des Kapitals deutscher Nation schwöre ich, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht auf Freiheit, jeden Bürger ohne Ansehen seiner Frisur, seiner religiösen oder sexuellen Marotten und ob er säuft oder surft oder Sonnenblumenkerne sammelt oder Schröder wählt oder Schlingensief oder mit seinem Schatten boxt oder beim Skat durchdreht, als jederzeit wie eine Laus liquidierbaren Kostenfaktor der Kapitalverwertung zu betrachten, gegen auch nur das geringste kommunistische Aufmucken zu verteidigen - sowahr mir Knecht Ruprecht, Zwerg Nase, Hicks, die Nixe vom Styx und das Grollen des Profitdonners helfen

*

Ich schwöre, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und als Gelöbnisvorsprecher der keine Zeit hat gegen das Benanntsein von Bundeswehrkasernen nach Nazikriegsverbrechern, das Recht auf die Freiheit, junge gleich gekleidete Männer mit vakuumleeren Augen und einem brennenden Pechstreichholz in der Hand, der bessern Wiedergabe wegen kurz- und kleingehackte Sätze lebensgefährlicher Bedeutung nachsprechen zu lassen, gegen Tucholskydiversanten tapfer zu verteidigen, in Städtchen mit mittlerweile allerdings sehr wenig uniformentflammten Mädchen - so wahr mir die Tradition des Großgewaltirrsinns und die örtliche Schutzpolizei hiebei helfen

*

Ich schwöre, dem Sonntagsmagazin des Westdeutschen Rundfunks treu zu dienen und es gegen alle andern Programme tapfer zu verteidigen, so wahr ich mir dabei selber helfe

Im November 97 war ich mit Tagebuchtexten Gast bei »Hennings Hausmusik« im ORB Potsdam. Wie nun der Funkstundenmann und Leistungsträger des Basketballbundesligisten Alba Berlin unlängst 30 wurde, sollte ihm redaktionsseits eine CD mit Glück-wunschschnokus dediziert werden. Ein im Ösi-Slang herabgerattertes Reportagestückerl schien mir beiträglich angezeigt zu sein.

Noch neun Sekunden reine Spielzeit in der Werner Seelenbinder Halle Eisbergsaladia Reikjavik liegt 293 zu 291 in Front gegen Alba Berlin den einunddreißigfachen deutschen Meister Ein spannenderes Halbfinale hat man wohl noch nie gesehen Im Ballbesitz Eisbergsaladias Gulbranson der zu Eilifson Eilifson zu Igloson Igloson zu Schwertfischson Schwertfischson zu Köntapröm, der von Korbballa Helsinki zu Eisbergsaladia stieß der zu Durchfallson Albas Versuche in Ballbesitz zu kommen scheitern und die Uhr läuft gnadenlos noch acht noch sechs noch sieben noch fünf Sekunden

Durchfallson zu Enkelson und Enkelson hebt vom Mittelkreis an zu einer Bogenlampe in den Korb von Alba und das wäre das Aus für Alba wenn die Pille durch die Maschen rieselt aber da steht ja noch Albas Bester Albas Henning Harnisch, der sympathische Schlaks, der von UKW Fritz zu Alba kam und Harnisch fängt die Bogenlampe ab und macht sich und die Sekunden verrinnen auf den Weg zum gegnerischen Korb Harnisch umspielt mit einem geschickten Hüftdreh Durchfallson umkurvt den verdutzt zurückbleibenden Enkelson und läßt ins Leere laufen Köntapröm, den Ungarn, der von Korbballa Helsinki zu Eisbergsaladia stieß Harnisch trickst Schwertfischson und Igloson aus düpiert Eilifson und narrt Gulbranson noch zwei Sekunden und Harnisch setzt an zum Wurf *da schreit Pesic, der Trainer. der von Drittweg Tito grad zu Alba kam Schmeiße nit brauche die Dreier, Henning und Harnisch begreift und umspielt im Rückwärtsgang Gulbranson und Eilifson narrt Igloson und Schwertfischson umspielt Köntapröm, den Ungarn, der von Korbballa Helsinki zu Eisbergsaladia stieß läßt Durchfallson stehn in elegantem Wirbel und narrt noch einmal Eilifson und Gulbranson noch zwei Sekunden und Harnisch hebt am Mittelkreis zum Wurf an noch eine Sekunde und der Ball ist auf der Reise und noch eine halbe Sekunde und er senkt sich über die Köpfe der Spieler von Eisbergsaladia Reikjavik und noch eine Zehntelsekunde noch fünf Hundertstel und die Siebentausend in der Werner Seelenbinder Halle toben Das Finale halba gewinnt nur einer Alba und der Ball senkt sich und senkt sich und senkt sich Kooorb Kooorb Kooorb Kooorb Kooorb und der Schiri pfeift ab und Hunderte begeisterter weiblicher Groupis reißen sich ihre Leiberln vom Körper und stürmen mit nackerten Duddln aufs Spielfeld Alba Berlin ist im Finale und es feiert seinen Korbgetter Henning Harnisch, den sympathischen Schlaks, der von UKW Fritz zu Alba stieß auf das frenetischste ich werde versuchen durchzudringen zu Henning Harnisch, der sich mit diesem Korb zum Sieg das schönste Geschenk zu seinem heutigen dreißigsten Geburtstag gemacht hat aber die Massen versperren mir den Weg so daß ich erst einmal zurückgebe zum Funkhaus bitte kommen bitte kommen*

Konkret 07/98, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der Martin Walser kommt 'rum in der Welt. Erst unternahm er eine Expedition ins finsterste Wildbad Kreuth, um mit Theo Waigel Skat zu spielen, danach forcht sich der wackre Alemanne, wie uns seine Gastgeberin, die wunderbare Dana Horákova, Redakteurin für Kultur, doch, bei der »Bild-Zeitung«, verrät, vor nichts mehr:

Als er »Bild« besuchte und in die Hektik der Redaktion eintauchte, urteilte er lächelnd: »Wenn man das alles nicht jeden Tag über die Bildschirme huschen sieht und in den Agenturen liest, hat man als Deutscher das Gefühl, in einem vollständig friedlichen Land zu leben. «

Weil er aber das alles nicht jeden Tag huschen sieht und in den Agenturen liest, bleibt's dem Dichter als Deutscher, und wenn seine Kinder auch deutsche Orte wie Hoyerswerda in eine gewisse Hektik tauchen, ganz hoymelig ums Herz.

Die Preisverleihung ist die Rache des kleinen Mannes, der ihn im Namen eines Großen, der den Juror verachtet hätte, einem anderen kleinen Mann geben darf, dessen Wirken des Großen spottet. Anders gesagt:

Zygmunt Baumann erhält den mit 50. 000 Mark dotierten Theodor- W. Adorno-Preis 1998. Damit wird einer der großen Soziologen der Gegenwart ausgezeichnet, dessen Lebenswerk eine außerordentliche Nähe zum Denken Adornos aufweist, sagte die Vorsitzende des Kuratoriums, Frankfurts Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU).

Coming up next: Reich-Ranicki verleiht den Bertolt-Brecht-Preis an Ulla Hahn.

Von Heraklit hat sich manches Wort mit Mühe über die Zeit gerettet, »Alles fließt«, zum Beispiel, oder »Der Krieg ist der Vater aller Dinge«, aber mit der Überschrift

Die Atombombe als Großmutter aller Bumerangs

hat sich die »Frankfurter Rundschau« für die nächsten 2.500 Jahre rettungslos unsterblich gemacht.

Zehn Jahre danach ist dem Wirtschaftsmagazin »erfolgreich selbständig« der vorläufige Endsieg seiner Klasse so langweilig geworden, daß es auf dumme Gedanken kommt:

Die allenthalben zu verzeichnende Ebbe in den Staats- und Sozialkassen sollte zum kreativen Umdenken anregen. Revolutionäres Denken ist jedoch die Sache der Deutschen nicht. Schließlich hat es - mit Ausnahme der Einheit - in der deutschen Geschichte bisher kaum einen revolutionären Umsturz gegeben.

Die erfolgreich Selbständigen an die Laterne? Stets zu Diensten.

Wie der Dichter Lutz Rathenow einmal den Versuch unternahm, durch die Schilderung von Problemen, die der Empfang von »Radio Kultur«, eines ausdrücklich nicht für ihn gedachten Feindsenders also, ihm bereitet hat, beim »Tagesspiegel« ein Honorar zu erwirken:

Mit einem neuen Radio gelingt es mir in der Küche und nur in der Küche, bei einer bestimmten Stellung der Antenne und meiner Person eine zeitweilige Empfangsmöglichkeit herzustellen. Dazu muß ich auf den Stuhl, das Radio und die Antenne auf eine bestimmte Art ausrichten und leicht gebückt daneben stehen, ohne die Antenne anzufassen. Auf diese Weise erfuhr ich, daß dieser Sender vorhanden ist.

Er wußte nicht, daß es den Sender gab. Weil ihn aber heiß macht, was er nicht weiß, ging er also mit seinem neuen Radio selbstverständlich wohin?: in die Küche, stieg, was sonst?: auf einen Stuhl, richtete das Radio und die Antenne auf eine bestimmte, vorherbestimmte«, Art aus, stand, na, wie schon?: leicht gebückt, ohne sich an der Antenne festzuhalten, es fiepte und es piepte, da, plötzlich, erfuhr der Dichter, daß ein ihm bis dahin unbekannter Sender vorhanden ist. Ein Vorgang, den wir Dichter in unseren Werkstattgesprächen gern eine Pointe killed by friendly fire nennen. Daß aber der »Tagesspiegel« sie tatsächlich sich hat erzählen lassen, werde ich nach *Karlsson auf dem Dach* noch meinen Enkeln vorlesen. Ich nenn'das Märchen: Lutz auf dem Stuhl.

Ob es dem Rathenow aber recht sein wird, so direkt nach der Schwedin Lindgren zu Gehör gebracht zu werden, wo er doch rein gar nichts hält von der

demonstrativ zur Schau getragenen Ausländerfreundlichkeit einer gehobenen west-intellektuellen Schicht, der etwas Unehrliches und Luxuriöses anhaftet. Man fühlt sich bei dem Thema so bevormundet wie früher bei anderen. Eine Journalistin einer Lokalzeitung sagte im Kreis von acht nickenden Damen, sie dürfe nichts über die Gewalt unter Ausländern schreiben. Die Zeitung erwarte, bei diesem Problembereich belogen zu werden

wie der »Tagesspiegel« beim Problembereich »Radio Kultur«, und was früher die Stasi besorgte, erledigt heute der west-intellektuelle Chefredakteur. Weshalb der Rathenow im »Tagesspiegel« nur über seinen Stuhl und andere Kokolores schreiben darf, mit seinem rassistischen Anliegen aber im Chemnitzer Lokalblatt Asyl suchen muß. (Bei welcher Gelegenheit mich erneut große Dankbarkeit überkommt, daß das Kaff wieder so heißt, wie es das verdient.)

»rtv - Das Fernsehmagazin Ihrer Zeitung« kündigt auf dem Titelblatt eine Enthüllung an:

Manfred Krug - Warum er 1977 die DDR verließ

Was bis heute nur seine engsten Freunde wußten: Er verließ die DDR keineswegs, weil es im Westen pro Drehtag drei Mark fünfundachtzig mehr gab, sondern weil die stalinistischen Kulturbonzen und Stasi-Zensoren ihm schon 1970 bedeutet hatten, daß sie ihn die Rolle seines Lebens nie würden spielen lassen: den Cicerone in »Deutsche Telekom - Die Aktie«.

Das »Hamburger Abendblatt« singt vom

Ende eines orientalischen Traums

und zwar so:

Für Fontane war das Märchenschloß von Gentzrode ein »Oasen-Chateau«. Die Russen mißbrauchten es als Kaserne.

Untermenschen! Erst vergewaltigen sie die deutsche Frau (Effi Briest?), dann ihr Märchenschloß. Müßte das nicht der Beginn einer großen Oasenchateaumißbrauchsdebatte werden? Mit Alice Schwarzer als Joachim Gauck?

»Spiegel«-Leser wissen immer noch mehr und deshalb auch alles über

Marianne W, die adrett zur Arbeit ging und zu Hause in Müllbergen versank und dann ein Jahr lang, unbemerkt, tot in ihrer Wohnung lag.

Der »Spiegel«-Reporter Bruno S. hat es ihnen haarklein erzählt. Dann hat das Hamburger »Monsun«-Theater die Erzählung inszeniert, und im Premierengast Bruno s.

stiegen wieder die Schrecken auf die sich ihm beim Betreten der Marianne-Wohnung geboten hatten, das Gefühl der Indiskretion,

dem zu folgen, nämlich hinzugehen, woher er gekommen war, er sich rein berufsethisch-privatfinanziell nicht leisten konnte,

in ein einsames, verborgenes, vergebliches Leben einzudringen.

Bruno S. hat den Schrecken über seine Indiskretion viermal überwunden: bei der Premiere in Mariannes Wohnung, bei seinem Artikel im »Spiegel«, bei der Premiere im »Monsun« und bei der Reklamenotiz im »Spiegel« darüber, und so ist sein Leben nicht einsam, verborgen und vergeblich geworden, sondern kommunikativ, öffentlich und manchen Lohnstreifen wert.

Getroffene Hunde bellen, Kulturlinke tun es, bevor ich noch ausgeholt habe. In einem unendlich langen Schriftstück gibt der nette Diedrich Diederichsen diesen Laut: *Dagegen wäre nicht ein Ästhetizismus-Vorwurf zu erheben, sondern eine Forderung nach Ästhetik-Kompetenz, die jenseits der eher dämlichen und ausgereizten Sprachkritikmodelle an der von Deleuze beschriebenen Front des »Begriffsschöpferischen« weitermacht.*

Die Kompetenz macht an der Front des Schöpferischen weiter.. So vom Kopf auf die X-Beine gestellt zu werden, ist nicht angenehm. Scheiß Sprachkritik! also, auch wenn man sich nicht traut, sie so zu nennen, und ihr irgendwelche »Modelle« anhängt, was aber nichts nützt, weil Sprachkritik keine Popmusik ist, sondern bloß eine Methode, dem jüngsten Modefummel das älteste Schnittmuster abzusehen und, zum Exempel, in Diederichsens Aufruf, mehr »Freundlichkeit« und weniger »Schroffheit« zur »Denkgeste der Linken« werden zu lassen, das »Seid nett zueinander!« zu entdecken, mit dem Axel Springer bei allen Deutschen gelang, was Diederichsen von den linken will: Sozialdemokraten aller Musikrichtungen, vereinigt euch! Und dazu all das Gedöns und Deleuze.